Müller.

Die Thebanischen Tragödien des Sophokles

als Einzeldramen ästhetisch gewürdigt

von

Dr. Joh. Müller.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1871.

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

Vorwort.

Seit Friedrich Theodor Vischer für die Ansicht Adolf Schölls, daß Sophokles ebenso wie Aeschylos Trilogien gedichtet habe und daß speciell die drei thebanischen Tragödien König Oedipus, Oedipus auf Kolonos und Antigone Glieder einer einheitlichen trilogischen Composition seien, das Gewicht seiner Autorität eingelegt hat [1]), ist die Lösung dieses Problems, soweit sie eine Aufgabe der ästhetischen Kritik ist, in ein neues Stadium getreten. Bis dahin begnügten sich die Philologen, gegen die Behauptungen und Ausführungen Schölls sich ablehnend zu verhalten und diesem Verhalten in einzelnen allgemeinen Urtheilen Ausdruck zu geben. Zur Entschuldigung der allerdings gereizten und nicht immer maßhaltenden Polemik Schölls muß dies hervorgehoben und anerkannt werden, daß dadurch die Philologie diesem eifrigen Mitarbeiter gegenüber eine gewisse Schuld auf sich geladen hat. Ein Mann, der seine ganze geistige Kraft an den Sieg einer Ansicht setzt, die

---

1) Zur Vermittlung der klassischen Philologie und der allgemeinen Bildung von F. Th. Vischer, in den Beilagen zu Nr. 186—189 der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1861.

so hohe Bedeutung und so sehr den Schein der Wahrheit für sich hat, wie die in Frage stehende, ist zu der Erwartung berechtigt, daß er nicht mit einem zweifelnden Achselzucken oder einem einfachen Nein abgewiesen werde. Schöll konnte um so mehr verlangen, daß man ihm auf sein Gebiet folge und seine Auseinandersetzungen gewissenhaft prüfe, als es ja doch gar keinem Zweifel unterworfen ist, daß er sich trotz des Irrthums in den letzten Zielpunkten seiner Untersuchungen große Verdienste um das Verständniß der erhaltenen Tragödien des Sophokles erworben hat. Wer, wie ich durch die vorliegende Arbeit veranlaßt war, eine Musterung der überaus reichen einschlägigen Literatur, zumal der fast zahllosen Monographien, die sich mit der ästhetischen Erklärung einzelner Stücke oder mit der Zergliederung einzelner Charaktere derselben beschäftigen, vornimmt, der wird am Schlusse eingestehen müssen, daß Schöll trotz seiner Irrgänge in mancher Hinsicht eine tiefere und richtigere Auffassung und eine würdigere und geschmackvollere Beurtheilung der in Rede stehenden Kunstwerke angebahnt hat. Dies beginnt denn auch allgemeiner anerkannt zu werden, seit er durch seine letzte Schrift „Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters und die Compositionsweise des Sophokles" die Zustimmung des berühmten Aesthetikers in Stuttgart erlangt hat. Und weil eben diese Zustimmung geeignet schien, der Theorie Schölls in weiteren

Kreisen Anerkennung zu verschaffen, hat auch die Philologie den Gegenstand in das Bereich ihrer Untersuchungen gezogen. Leopold Schmidt gebührt das Verdienst, denselben aufgenommen und zugleich so gründlich behandelt zu haben, daß Anderen nur noch eine Nachlese bleibt [1]). Doch hat Schmidt nur einerseits die Fäden zerschnitten, durch welche nach Schölls Ansicht die drei thebanischen Tragödien als Glieder e i n e s Ganzen zusammengehalten sein sollen und andrerseits die Widersprüche im Detail der Ausführung der einzelnen Stücke aufgedeckt, welche gegen die künstlerische Zusammengehörigkeit derselben sprechen. Eine eigene Beurtheilung und Würdigung der drei Tragödien als Einzeldramen ist seit der erneuten Anregung der Frage nicht geliefert worden. Ich darf daher hoffen, daß die vorliegende Schrift, falls sie wenigstens in einigermaßen befriedigender Weise leistet, was sie verspricht, den Fachgenossen und jenem Kreise von Gebildeten, der nach einem tieferen Verständniß der alten Kunstwerke strebt, willkommen sein werde.

Auf Seite der Letzteren wird man vielleicht finden, daß ich sparsamer hätte sein können in der Berufung auf Andere

---

1) Bilden die drei thebanischen Tragödien des Sophokles eine Trilogie? Eine literargeschichtliche Untersuchung von Leopold Schmidt, in der Symbola Philologorum Bonnensium in honorem Friderici Ritschelii collecta I. S. 227 ff.

und in der Berücksichtigung abweichender Auffassungen. Doch werden auch sie, hoffe ich, mein Verfahren wenigstens erklärlich finden. Hätte ich mich blos darauf beschränken wollen, was man schriftstellerische Ausführung nennt, so wäre allerdings die der Beurtheilung jedes Stückes vorangeschickte Kritik der bisherigen Auffassungen und wären auch die Citate überflüssig gewesen. Da aber die Arbeit zugleich auf wissenschaftliche Erweiterung abzielte, so war es unvermeidlich, ihr Verhältniß zu den früheren Leistungen kenntlich zu machen und das konnte und durfte nicht einseitig geschehen, wenn ich mich nicht dem Vorwurfe aussetzen wollte, daß ich mich mit fremden Federn zu schmücken trachte. Freilich war mir's bei dem besten Willen nicht möglich, aller Monographien habhaft zu werden. Die besten Bibliotheken lassen Einen hier im Stich und ich habe weitaus das Meiste selbst beschaffen müssen, was mir oft nur mit vieler Mühe und nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang. Ich bemerke dies, um Entschuldigung wegen des Wenigen zu erlangen, was ich nicht benützen konnte.

Die Verse sind nach Brunck—Schneidewin, kürzere oder längere Stellen nach der Uebersetzung von J. J. C. Donner (5. Auflage) angeführt.

Innsbruck, im April 1871.

Joh. Müller.

Inhalt.

Druckfehler.

S. 10 Anm. 1 Z. 4, S. 15 Anm. 1 Z. 4, S. 73 Anm. 1 und S. 129 Anm. 1 Z. 2 lies: Kvičala. — S. 56 Z. 17 lies: der Bescheidung.

König Oedipus.

I.

Wie oft es auch ausgesprochen worden ist, daß bei Beurtheilung poetischer Darstellungen allein und ausschließlich die innere Nothwendigkeit des Dargestellten in Frage kommt, so wird doch immer wieder gegen keinen Grundsatz der Kritik mehr gefehlt als gegen diesen. So ist gerade hier, glaube ich, auch die Quelle aller Irrthümer zu suchen, in welche die Kunstrichter die Beantwortung der Frage nach der Schuld des Oedipus geführt hat.

Die Gesetze, nach denen alles menschliche Handeln sich vollzieht, müssen auch in den Werken des Dichters, soferne sie menschliche Handlungen darstellen, wirksam sein. Nun weiß jeder, daß im wirklichen Leben die Handlungen der Menschen keineswegs immer ihren Absichten entsprechen, und wo dies unserem Blicke offen liegt, gelten uns schlimme Folgen nicht als richtiger Maßstab für die Bemessung von Schuld. Jeden lehrt eben die eigene Erfahrung, daß wir in den seltensten Fällen bei unsrem Handeln alle jene Umstände klar überschauen, welche, von unsrem Willen unabhängig, gleichwohl neben ihm wirksam sind und oft genug die beste Absicht in

schlimme That umsetzen [1]). Sahen wir uns nicht veranlaßt, solche Momente in Rechnung zu ziehen, bevor wir zur That schritten, lagen sie ganz und gar außerhalb des Kreises alles menschlichen Denkens und konnte mithin auch nicht die leiseste Regung in uns entstehen, sie in Erwägung zu ziehen, so trösten wir uns nach der That leicht mit der Reinheit unserer Absicht und sprechen uns von Verantwortlichkeit frei, aber die Folgen müssen wir natürlich tragen; der absolute Mangel von Schuldbewußtsein erleichtert es uns. Lagen aber jene Momente nicht außerhalb des Kreises alles Denkens, sondern nur des unsrigen, brachte es also eine nur dem einzelnen Individuum eigenthümliche Schranke seines Denkens mit sich, daß es jene Momente außer Rechnung ließ, so wird es zwar, insoferne Freiheit der Entschließung und mithin auch Freiheit des Intellectes zur Begründung von Schuld unerläßlich ist, von dieser im einzelnen Falle freigesprochen werden müssen, aber als unverantwortlich für die Schranke seiner Natur wird es nur in der Weise sein, wie wer ein Naturgesetz nicht kannte und durch Verletzung desselben zu Schaden kam. Daß das Naturgesetz auf ihn keine Anwendung habe, hat Niemand das Recht zu verlangen, vielmehr ist an jeden die Aufforderung gestellt, das Naturgesetz kennen zu lernen. Je nachdem es von ihm abhing, dieser Aufforderung zu folgen, trifft ihn die Verantwortung.

Waltet ferner nicht, wie in den vorausgehenden Fällen,

---

1) Aristoteles bringt die möglichen Fälle, in denen Unwissenheit hinsichtlich der Umstände, welche die Thaten des Menschen bedingen, dieselben zu unfreiwilligen macht, in sechs Kategorien. Ethic. Nicomach. III. c. 2 p. 1111a 3 ff. vgl. V. c. 10 p. 1135a 23 ff. (Bekker).

volle Unfreiheit des Intellectes und der Entschließung, steht es bei dem Handelnden, die Momente, welche außer seinem Willen auf die Qualität seiner Handlung Einfluß nehmen können, in Betracht und Erwägung zu ziehen, so wird dies, wenn nun jene Momente seine reine Absicht in schlimme That umsetzen, für ihn in dem Grade Schuld und Verantwortung begründen, in welchem es von ihm abhing, die Erwägung genau und sorgfältig anzustellen.

Von diesen Fällen wird nach dem ausgesprochenen Grundsatze, daß der Dichter die menschlichen Handlungen, die er darstellt, nach den eigenthümlichen Gesetzen alles menschlichen Handelns geschehen lassen müsse, nur der erste von der poetischen Darstellung ausgeschlossen sein, und zwar eben deßhalb, weil in ihm nicht ein Gesetz sich zeigt, sondern der blinde Zufall waltet. Es kann eigentlich nicht mehr von einer Handlung die Rede sein, wenn ihre Qualität und ihre Folgen ganz und gar unabhängig sind nicht blos von der Absicht, sondern auch von der ganzen Sinnesart des Menschen. Wer dem Dichter auch diesen Fall nicht etwa blos in Einzelheiten und in Untergeordnetem, sondern in entscheidenden Momenten der Handlung zugestände, der müßte eine reine Schicksalstragödie für zulässig halten, würde aber, in der Literatur nach einem concreten Beispiele suchend, das als Muster gelten könnte, in Verlegenheit gerathen. Daß der dritte Fall von der Poesie nicht ausgeschlossen sei, liegt auf der Hand. Aber auch an der Zulässigkeit des zweiten läßt sich an sich gewiß nicht zweifeln und thatsächlich fehlt es in den Erzeugnissen der hervorragendsten Dichter nicht an Repräsentanten desselben: Desdemona und Cordelia sind die bekanntesten. Und wie

diese Frauen sind, wird sich auch wohl im Allgemeinen sagen lassen, daß das Weib vermöge seiner Natur, die der Reflexionsthätigkeit abhold ist, vorzugsweise zu Handlungen der bezeichneten Art geneigt sein wird. Dazu kommt seine gesellschaftliche Stellung, die es von ganzen Gebieten der menschlichen Thätigkeit ausschließt und in ihm den Sinn für deren Verständniß und Berechtigung unentwickelt läßt [1]). Wenn in Desdemona, indem sie ohne den Willen ihres Vaters dem Gatten folgt, kaum ein Gedanke an die Autorität des Vaters über sein Kind, keine Ahnung des Kummers sich regt, den sie seinem Herzen bereitet; wenn Cordelia, indem sie gegenüber den überschwänglichen lügenhaften Liebesversicherungen ihrer Schwestern auf eine karge Aeußerung der Wahrheit sich beschränkt, nicht das geringste Verständniß zeigt für die unschuldige Schwachheit eines greisen Vaters: so wird Niemand an der Naturwahrheit solcher Seelenzustände zweifeln. Und insoferne sind wohl auch niemals Zweifel laut geworden. Einstimmig spenden die Kritiker in diesem Punkte dem Dichter vollstes Lob. Um so nachdrücklicher aber hat man Bedenken gegen die poetische Gerechtigkeit erhoben, welche er übt. Gehen wir auch hierauf noch näher ein.

Aus unserer Betrachtungsweise ergibt sich, daß unter poetischer Gerechtigkeit nicht ein Analogon der staatlichen Institution des Richteramtes verstanden werden dürfe. Der Dichter sitzt nicht wie der Criminalrichter zu Gericht über die kleinen und großen Fehler der Kinder seiner Muse, Recht sprechend nach den Paragraphen eines Gesetzbuches, in dem für jeden

---

1) Vgl. Fr. Th. Vischer, Aesthetik 1 S. 307.

Grad der Schuld eine entsprechende Strafe ausgemessen ist. Der Dichter ist nicht der Richter über seine kleine eingebildete Welt, er ist auch nicht ihr Freund oder ihr Feind; aber ihr Herrscher ist er, der in vollkommener Ruhe über ihnen schwebt und ihre Geschicke lenkt nach Gesetzen, die er der wirklichen Welt abgesehen hat. Und dieser Gesetze oberstes, das gleichsam seine ganze Herrscherweisheit ausmacht, ist das der nothwendigen Consequenz von Ursache und Wirkung. Insoferne in diesem sich ein Princip der Gerechtigkeit geltend macht, übt sie der Dichter, nicht um ihrer selbst willen und als einen besonderen Zweig seines Geschäftes, sondern weil und soweit sie als eine Kraft in dem Vollzug und Verlauf menschlicher Handlungen wirksam ist. Aber er würde von der Wahrheit abfallen oder wenigstens sich unfähig erweisen, die reiche Mannigfaltigkeit von Formen des wirklichen Lebens in sich aufzunehmen und wiederzugeben, wenn er überall streuge nach den Forderungen der Gerechtigkeit das Maß der Sühne bestimmte. Er darf dies nicht einmal, wenn nicht die gegebenen Verhältnisse selbst mit Folgerichtigkeit auf ein Ergebniß hintreiben, das mit dem Buchstaben jener Forderungen übereinstimmt.

Wenn es nun aber auch bei dem echten Dichter zuweilen scheint, daß eine geringfügige Ursache eine große Wirkung hervorgebracht habe, so ist das eben nur Schein, der uns deßhalb trügt, weil wir geneigt sind, des Menschen unmittelbares Wollen allein als die Quelle seiner Handlungen anzusehen, oder doch zu fordern, daß ihm allein die Qualität der Handlung entspreche. Wir übersehen gar leicht über der unmittelbaren Absicht des Handelnden den tiefer liegenden Ur-

quell, wiewohl doch nur hier so die Absicht wie die Handlung ihre Wurzeln haben können; und wenn uns jene als rein erscheint, verabsäumen wir leicht, uns zu fragen, ob nicht etwa dieser trüb sei. Hat das nicht etwa der Dichter verschuldet, indem er durch mangelhafte Exposition die Grundstimmung des Handelnden nicht in genügendes Licht gestellt hat — ein Fehler im einzelnen Falle, der ihm nicht hoch genug angerechnet werden kann —, so wird jene einseitige Auffassung bei dem besonnenen und geübten Beobachter sicher nur augenblickliche Anwandlung sein, der die Richtigstellung des Urtheils auf dem Fuße folgt, womit dann auch jeder Widerstreit der Gefühle beigelegt ist. Denn schließlich finden wir uns mit Allem ab, was im Verhältniß von Ursache und Wirkung steht.

Erproben wir diese Grundsätze an den speciellen oben berührten Fällen.

Es kann, wie mir scheint, gar nicht zweifelhaft sein, daß das Maß der Sühne, welches Desdemona und Cordelia trifft, nicht nach den Forderungen der Gerechtigkeit ausgefallen ist. Denn diese verlangt nicht, wie Rümelin richtig sagt [1]), daß dem verhängten Uebel überhaupt irgend eine Schuld, sondern daß ihm ein entsprechendes Maß von Schuld vorausgehe. Nun mag man unter Berufung auf eine unzweifelhaft richtige Grundregel der Kritik, der Bestimmung der tragischen Schuld eines dramatischen Charakters die sittlichen Begriffe des Dichters und seines Zeitalters zu Grunde zu legen, Desdemonas Versündigung an dem Recht der väterlichen Autorität noch so sehr betonen: begründen, nach den Forderungen der Ge-

1) Shakespeare-Studien von Gustav Rümelin. Stuttgart 1866. S. 161.

rechtigkeit begründen kann diese Versündigung das Loos Desdemonas nicht. Meine frühere Auseinandersetzung zeigt, wie weit ich davon entfernt bin, Desdemona deßwegen von aller Verantwortung freizusprechen für ihre Auflehnung gegen das Recht des Vaters [1]), weil ihr selber es kaum zu Sinne kam, daß sie ein solchts Recht verletze und noch viel weniger eine Ahnung haben konnte von der Wirkung, die ihr Schritt auf ihren Vater macht. Nur glauben kann ich nicht, daß diese Schuld in die eine Wagschale gelegt der ungeheuren Sühne in der anderen das Gleichgewicht halte und daß der Dichter der Heiligkeit der Vaterrechte halber diesen Glauben dem Zuschauer und Leser zugemuthet habe [2]). Wenn daher von diesem Standpunkt aus der heutige Leser und Zuschauer über maßlose Ungerechtigkeit klagt, wird man ihm mit Unrecht Schlaffheit der sittlichen Begriffe vorwerfen [3]), aber mit Recht seinen Standpunkt als einen falschen bezeichnen. Eine Sühne dramatisch begründen heißt nur sie als nothwendige Folge aus der Wesenheit des Charakters in Verbindung mit den äußeren Verhältnissen, in die er gestellt ist, ableiten, oder mit einem Worte: eine Sühne dramatisch begründen heißt sie erklären. Und wenn das wahr ist, so hat auch der Dichter ge-

1) So Fr. Th. Vischer, Aesthetik I. S. 307 und Kritische Gänge N. F. II. S. 19.

2) Gervinus, Shakespeare II. S. 92 (Ausgabe in zwei Bänden, 3. Aufl.).

3) Gervinus a. a. O. S. 43 ff. Leopold Schmidt, Bilden die drei Thebanischen Tragödien des Sophokles eine Trilogie? Eine literargeschichtliche Untersuchung in der Symbola Philologorum Bonnensium 1 S. 229.

than, was seines Amtes war. Desdemona fällt nicht mehr der Gewalt der gegebenen Verhältnisse als ihrer eigenen Natur zum Opfer.

Das Gleiche gilt von Cordelia. Daß dies „Loos des Schönen", ohne unter den Begriff des Aristotelischen μιαρόν zu fallen, etwas Herbes habe, läßt sich allerdings nicht leugnen. Das theilt die Bühne mit dem Leben. Es liegt in der feindseligen Haltung, welche die äußeren Verhältnisse gegen unsere Tugenden, wenn ihnen nur irgend welche Unvollkommenheit anhaftet, mit mehr Erfolg annehmen, als gegen unsere gröbsten Fehler, weil jene in der Regel wehrlos, diese wohl bewaffnet sind. Bedeutend erhöht wird es, wenn diese äußeren Verhältnisse in der Form einer höheren Autorität, als Schicksal, auftreten. Dann wird leicht ihre Haltung eine so dominirende, daß sie allein das tragische Loos hervorzubringen scheinen.

Hier liegt der Grund der Verschiedenheit, welche sich in den Ansichten der Kunstrichtrr über den Charakter des König Oedipus zeigt. Je nachdem man jenen Schein als solchen erkannte, oder ihn für Wirklichkeit nahm, mußte das Urtheil über den Antheil des Oedipus an seinem Leiden verschieden ausfallen. Daß aber die Urtheile so weit auseinandergingen, lag in der beschränkten Auffassung von tragischer Schuld und poetischer Gerechtigkeit, in der man befangen war. Wer den Maßstab der Moral, wonach die Absicht allein den sittlichen Werth einer Handlung bestimmt, an die Thaten des Oedipus legte, der konnte nicht anders als gestehen, daß an ihnen auch nicht ein Schatten von Schuld hafte, daß also wirklich das Loos des Oedipus ein von ihm vollkommen unabhängiges,

lediglich vom Schicksal verhängtes sei [1]). Ihnen konnte es nicht beikommen, nach der Gerechtigkeit zu fragen. Es mußte ihnen entweder genügen, das Räthsel zu erklären, daß Oedipus was er unwissend gethan sich doch als Schuld anrechne; und diese Erklärung fanden sie in der Illusion seines Bewußtseins, in die er durch den natürlichen Abscheu vor den unnatürlichen Gräueln unwiderstehlich gedrängt werde [2]). Oder sie mußten die ganze Frage nach der tragischen Schuld als unberechtigt abweisen, und dazu schien ihnen aus der analytischen Behandlungsweise [3]) das Recht zu erwachsen, wonach das Thatsächliche im Schicksale des Oedipus sich nicht erst vor den Augen der Zuschauer entwickelt, sondern als Gegebenes dem Oedipus zum Bewußtsein gebracht wird. Dadurch schien man zu der Annahme berechtigt, daß es für die Handlung der Tragödie nur die Bedeutung eines Hinter-

---

1) v. Heinemann, Zur ästhetischen Kritik von Sophokles' König Oedipus. Braunschweig 1858. S. 16 f. Robert Hamerling, Ueber die Grundideen der griechischen Tragödie. Graz 1854. S. 5. Otto Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien, ein Vortrag. Berlin 1869. S. 24.

2) So Solger, Nachgelassene Schriften und Briefwechsel. II. S. 468-518 und Vorrede zur Uebersetzung S. XVIII. Gruppe, Ariadne, die tragische Kunst der Griechen S. 176. 590. 717. 719. 725. 738.

3) Diese treffende Bezeichnung der bekannten Eigenthümlichkeit der Composition einiger Sophokleischen Tragödien ist meines Wissens zuerst von Schiller gebraucht worden, Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794—1805. Stuttgart und Augsburg 1856. 1. S. 387; dann von Immermann, Ueber den rasenden Ajax des Sophokles. Magdeburg 1826. S. 65 f. Vgl. Fr. Th. Vischer, Ueber das Erhabene und Komische. S. 110. Anmerk. G. Freitag, Technik des Dramas. S. 135 ff.

grundes habe, für den selber weiter keine Rechenschaft gefordert werden müsse [1]).

So suchten diese Kritiker, nachdem sie durch Anlegung des moralischen Maßstabes das Herbe, welches für das Gefühl in dem überwiegenden Antheil des Schicksals an dem Loose des Oedipus liegt, bis zum „Gräßlichen" gesteigert hatten, sich dessen durch die Reflexion zu entledigen. Daß dieser Versuch ihr Gefühl dauernd bekehrt habe, ist unmöglich. Die analytische Behandlungsweise bietet allerdings auch in dieser Hinsicht einen sehr bedeutenden Vortheil, wie ich noch weiter ausführen werde. Aber sie entrückt doch weder dem Dichter noch dem Zuschauer die Geschichte der Frevel des Oedipus so vollständig, daß jener nicht verpflichtet wäre, zu zeigen, wie sie zu Stand und Wesen gebracht worden, und dieser sich nicht gezwungen fühlte, nach eben demselben zu fragen. Nur der Vollzug der Frevel liegt der Tragödie voraus, nicht auch deren Verlauf, und der letztere ist für die Darstellung und das Verständniß durchaus an ersteren gebunden; daher auch dieser dem Zuschauer vorgeführt, d. i. erzählt werden muß, wie denn auch

---

1) So K. O. Müller, Gesch. d. griech. Lit. II. S. 126. Bergenroth, Ist der König Oedipus des Sophokles eine Schicksalstragödie? Thorn 1861. S. 20. Dronke, Die religiösen und sittlichen Vorstellungen des Aeschylos und Sophokles. Leipzig 1861. S. 73. Kvicala, Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1870. S. 599 f. Dronke's Ansicht leidet an innerem Widerspruch. Er weist die Frage nach der Schuld des Oedipus ab, da sie ein außerhalb des Dramas liegendes Moment sei, das der Dichter, wie es die Sage bot, hingenommen habe, sucht dann aber doch ihre Lösung in der Verknüpfung des König Oedipus mit dem Oedipus auf Kolonos.

geschieht. Und da ist denn einmal die Frage nach dem Antheil des Oedipus, d. i. nach seiner Verantwortlichkeit, nicht abzuweisen. Niemand wird die wahnsinnige That des Aias und seine früheren Vergehungen als Hintergrund der Tragödie bezeichnen, über den keine Rechenschaft gefordert und gegeben werden müsse; vielmehr liegt gerade in dieser Rechenschaft die ganze Aufgabe der Tragödie. Ebensowenig können die vollzogenen Frevel des Oedipus blos die Bedeutung eines Hintergrundes haben. Was man den Hintergrund der Tragödie nennen kann, ist im König Oedipus etwas ganz Anderes, nämlich der dem „labyrinthisch irren" Lebenslauf des Oedipus vorausgehende Theil des Mythos. Hiervon nahm Sophokles eben nur so viel auf, als nöthig war, um die Handlung seines Dramas nicht in der Luft schweben zu lassen, den Orakelspruch, daß Laïos durch die Hand eines Sohnes fallen werde, den er mit Jokaste zeugen würde (711 ff. 1176). Und in Betreff dieses Theiles des Mythos ist es denn auch gegenüber den Ansichten von trilogischer Composition und einheitlicher Idee der drei thebanischen Tragödien mit Recht betont worden, daß über die Grundursache des ganzen schrecklichen Schicksals des Oedipus bei Sophokles nicht geforscht und eine ethische Motivirung desselben in der Verschuldung des Laïos nicht gesucht werde. [1])

---

1) K. O. Müller, Göttinger Anzeigen 1836 S. 1821, nach einem Citat bei Welker, die griechischen Tragödien I. S. 250 f. Weßhalb an Laïos der Spruch ergangen sei, wird bei Sophokles nicht erwähnt; V. 1184 ist Schlußfolgerung des Oedipus aus dem ihm eben bekannt gewordenen, im Text erwähnten Orakelspruche; vgl. 1360. 1383. 1397 und

Wer dagegen nicht diesen moralischen Maßstab anlegte, der die Verantwortlichkeit für schlimme That ausschließlich an bewußte Absicht knüpft, sondern größere oder kleinere Schwächen und Fehler des Charakters zur Begründung von tragischer Schuld als genügend ansah, den beirrte dann der Maßstab der Gerechtigkeit, mit dem es sich nicht zu vertragen schien, daß das Schicksal einen entscheidenden Antheil an der Verschuldung des Oedipus habe. Sie meinten im Charakter des Oedipus die Quelle seiner Frevel und seines Leidens sehen zu müssen und entdeckten in seiner früheren Lebensführung und seiner Handlungsweise innerhalb der Tragödie die vollgiltigsten und strafbarsten Fehler, die sie in einer ausführlichen Anklageacte zusammenstellten: grobe Selbstsucht und Undankbarkeit, kleinliche Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, leichtfertiges Mißtrauen und vorsätzliche Verblendung, Eigensinn und Ungerechtigkeit, Uebermuth und Unfrömmigkeit, Jähzorn und Rohheit. 1)

Daß diese Anklageacte in vielen, ja den meisten Punkten unbegründet ist, werde ich später nachweisen. Aber auch wenn sie begründet wäre, müßte nichtsdestoweniger diese Betrachtungs-

---

Solger, nachgelassene Schriften II. S. 467 Anm. Firnhaber, Jahrb. für Phil. und Pädag. 1847 Bd. 50 S. 141.

1) Aug. Geffers, De Oedipi Sophoclei Culpa Commentatio. Göttingen 1850. Theodor Kock, Ueber den Aristotelischen Begriff der Katharsis in der Tragödie und die Anwendung desselben auf den König Oedipus. Elbing 1853 S. 53 ff. Derselbe, Ein zusammenhängender Commentar zum König Oedipus. Guben 1857. Vgl. Lübker, Die Sophokleische Theologie und Ethik. Zweite Hälfte. S. 71 Anm. 1. Firnhaber, a. O. S. 131—196.

weise als unberechtigt zurückgewiesen werden. Ihr Grundirrthum liegt in dem Versuche, die in dem Mythos vom Oedipus gegebene und von Sophokles beibehaltene Incommensurabilität der subjectiven Schuld und des tragischen Looses aufzuheben. Sie wird nicht aufgehoben durch die vollgiltigsten Fehler des Charakters, sie konnte nicht aufgehoben werden, ohne einen unauflöslichen Widerspruch in den Mythos zu tragen, in dem sich Sühne und Schuld gegenseitig bedingen. Denn hätte der Dichter die subjective Schuld des Oedipus mit seinem tragischen Loose in Einklang bringen wollen, so war das einzig und allein dadurch möglich, daß seinem Willen ein wenn auch noch so geringer Antheil an der Qualität seiner Entschlüsse und Handlungen gegeben wurde. Nun denke man sich einen Oedipus, der gewußt oder auch nur dunkel geahnt hätte, daß von seiner Hand Laïos gefallen, und doch die Hand der Königin Jokaste und den Thron Thebens angenommen hätte! Sophokles hat eine Umdichtung in diesem Sinne nicht vorgenommen, und so war von vorneherein die Möglichkeit, die subjective Schuld des Oedipus mit seinem tragischen Loose nach den Begriffen der Gerechtigkeit in Einklang zu setzen, ausgeschlossen; und damit ist jener Tendenz, möglichst viele und grobe moralische Unarten in dem Charakterbild des Oedipus nachzuweisen, der Boden entzogen.

Nach unserer früheren Auseinandersetzung hat Sophokles darin, daß er das grelle Mißverhältniß zwischen Schuld und Loos, wie es die Sage vom Oedipus bot, in seine Dichtung aufnahm, kein Gesetz seiner Kunst verletzt; denn kein Gesetz seiner Kunst schrieb ihm vor, das eine nach der anderen abzuwägen. Wohl aber gebot ihm ein solches, beide dramatisch

zu begründen, d. h. wie ich mich oben ausdrückte, sie als nothwendige Folge aus der Wesenheit des Charakters in Verbindung mit den äußeren Verhältnissen abzuleiten. Er hatte also dem Charakter des Oedipus jene individuelle Bestimmtheit zu geben, welche es als natürlich und innerlich nothwendig erscheinen ließ, daß er im Sinne des lauernden Schicksals handelte. Diese Aufgabe war in dem vorliegenden Falle keine leichte. Sie wurde erschwert durch die Anlage des Stückes und der Gegenstand selber trug Elemente in sich, die, so unersetzlich sie in anderer Hinsicht waren, die ganze Wirkung der gelösten Aufgabe wieder aufzuheben drohten. Erklären wir uns näher.

Wenn jene Handlungen vor den Augen der Zuschauer vor sich gingen, so würden sich ihre Wurzeln in dem Charakter des Oedipus von selber blos gelegt haben; analytische Compositionsweise aber brachte es mit sich, daß dieser Theil der Handlung die Form der Erzählung annehmen mußte, die weit weniger geeignet ist, einen tiefen Blick in den Seelenzustand des Handelnden zu gestatten [1]). Dies vollkommener zu ermöglichen, bot nun die Begründung der Sühne, die bei der

---

1) v. Heinemann überschätzt jedoch diesen Nachtheil der analytischen Behandlungsweise und unterschätzt ihre Vortheile, a. O. S. 25. Schiller urtheilte anders: „Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vortheile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt." A. O. 1 S. 386, vgl. S. 297.

Anlage der Tragödie das Hauptgeschäft des Dichters ausmachte, Gelegenheit. Da die Sühne nicht von außen auferlegt wird, sondern in dem Gewissen des Helden frei sich erzeugt und in ungemeiner Stärke hervorbrechen muß, so setzt dies einerseits, bei der vollen und wohlbegründeten Ueberzeugung von der Reinheit seines Willens, einen ungewöhnlichen Grad der sittlichen Strenge voraus, andererseits aber auch eine ungewöhliche Gewalt und Erregbarkeit der Affecte. Hier also konnte, was jene Erzählung dunkel und unaufgeklärt lassen mußte, ergänzt werden, hier ließen sich, wie Vischer sich treffend ausdrückt, nach und nach die Lichter einsetzen, um jene Vorgänge, die der Tragödie vorausliegen, in die rechte Beleuchtung zu stellen [1]. Nur war dabei ein Uebelstand nicht zu beseitigen. Die Sühne entwickelt sich vor unseren Augen; da wirkt Alles unmittelbar auf unsere Anschauung; dagegen die Motivirung jener der Tragödie vorausliegenden Vorgänge vermögen wir nur auf dem Wege der Reflexion uns zu vergegenwärtigen; es bedarf der Schlußfolgerung von dem was ist auf das was war: das schwächt ab, verdunkelt, führt die Gefahr der Einseitigkeit mit sich. Daher erklärt es sich, daß die Kunstkritik, indem sie diese Schlußfolgerung zieht, so geneigt ist, über der Betonung der dunkleren Mächte in der

1) Die Bedeutung dieser nachträglichen Motivirung hat Bergenroth a. O. S. 18 f. dahin misverstanden, daß er „das fehlerhafte Benehmen gegen Teiresias und Kreon" als die zu sühnende tragische Schuld des Oedipus bezeichnet. Aehnlich Kvicala a. O. S. 600. Vgl. dagegen Kock, Ueber den Aristotelischen Begriff der Katharsis u. s. w. S. 61 und Joseph Köhler, Lucii Annaei Senecae tragoedia quae Oedipus inscribitur cum Sophoclis Oedipo Rege comparata. Neuß 1865 p. 8.

Seele des Oedipus die lichten zurücktreten zu lassen, oder umgekehrt. Wie aber nur aus dem Zusammenwirken beider jener heilige Zorn hervorbrechen kann, der den Oedipus zur Sühne treibt, so haben auch beide ihren Antheil an dem, was früher geschehen. Mit einem so hoch gespannten sittlichen Rigorismus, wie ihn die Sühne voraussetzt, sind moralische Unarten unvereinbar.

Und deren bedarf es auch keineswegs, um den Grad der Verantwortlichkeit des Oedipus für seine Thaten aufrecht zu erhalten, der in der Darstellung menschlichen Handelns nicht vermißt werden darf. Berühren wir hier nur den wichtigsten und entscheidendsten Punkt.

Es ist mit Recht auf die bedeutsame Abweichung des Sophokles von den früheren Darstellungen der Sage hingewiesen morden, wonach Oedipus unmittelbar vor seinem Zusammentreffen mit Laïos in Delphi sein Geschick erkundet hat. [1]) Da und nur da liegt das Moment, welches auf Oedipus die Verantwortung lädt. Als Oedipus mit dem fremden Greise in Streit gerieth, mußte es nicht außerhalb des Kreises seines Denkens liegen, daß der Streich, den er führte, das Haupt seines Vaters treffen könnte. Es kam ihm, wie wir zeigen werden, thatsächlich nicht in den Sinn, aber das hebt seine Verantwortlichkeit nicht auf [2]). Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß ihm der Dichter einen möglichst niedrigen Grad der Verantwortlichkeit aufbürden wollte. Der Gott in Delphi hatte Oedipus vollständig unaufgeklärt entlassen; mochte

---

1) L. Schmidt a. O. S. 230.

2) Vgl. Vischer, Ueber das Erhabene nnd Komische S. 106 f.

er nun von seinen bisherigen Verhältnissen in Korinth halten, was er wollte, das war ihm doch gewiß nicht nahe gelegt, in jedem beliebigen Fremden, der ihm in der weiten Welt — nicht im Korintherlande — begegnete und der es dem Alter nach etwa sein konnte, seinen Vater zu sehen. Selbst darauf ist vielleicht nicht unpassend hingewiesen worden, daß der Orakelspruch, indem er die Vermählung mit der Mutter voranstellte (791 ff. 995 f.), eher geeignet war, seine Gedanken irre zu führen, als ihn bei seinem Zusammentreffen mit Laïos zu warnen [1]). Aber Verblendung, die ein strafender Gott über Oedipus verhängt hätte, darf weder hierin noch in irgend einem andern Punkte dieser Sophokleischen Dichtung gesehen werden [2]). Auch ohne sie hat das Schicksal seinen Antheil an dem Loose des Oedipus, einen so bedeutenden, daß davor der Antheil des Charakters mehr als uns wünschenswerth erscheint zurücktritt.

So unzweifelhaft richtig das Urtheil Schillers ist, daß der Antheil, den das Orakel an der Tragödie hat, schlechterdings durch nichts Anderes zu ersetzen sei [3]), so unleugbar ist es, daß von hier aus der Schein der unvermeidlichen Nothwendigkeit auf die Handlungen des Oedipus geworfen wird. Es ist nur Schein; denn in Wahrheit thut Oedipus alle

---

1) Schmalfeld, Einige Bemerkungen zum zweiten Oedipus des Sophokles. Eisleben 1861. S. 9 Anm. 3. S. 11.

2) Diese Ansicht hält besonders Bernhardy aufrecht, Grundriß der griechischen Literatur II,, 2 S. 324 (2. Bearb. 1859). Vgl. dagegen die in diesem Punkte zu sicherem Resultate gelangende Untersuchung Dronke's a. O. S. 76 ff.

3) A. O. 1 S. 387.

seine Schritte in voller Freiheit, geht überall mit Selbstbestimmung dem Schicksal entgegen; aber jener Schein drängt sich dem Zuschauer und Leser so gebieterisch auf, daß er den Eindruck der Wirklichkeit macht. Und daher sind wir geneigt jenes peinliche Gefühl abzuleiten, das als ein Miston den harmonischen Gesammteindruck der Tragödie stört [1]). In Wahrheit aber hat dies seine eigentliche Quelle in jenem herben „Loose des Schönen", von dem ich oben sprach, in dem grellen Misverhältniß, in welches die äußeren Umstände das Wissen und Wollen des Oedipus mit seinen Thaten und ihren Folgen setzen. Nur erhöht wird für uns das Herbe und Bittere dieses Looses dadurch, daß es von einer höheren Macht verhängt scheint.

Wir haben im Vorstehenden alle Versuche ablehnen müssen, die darauf zielten, eine gewisse Härte in dem tragischen Loose des Helden als nicht vorhanden zu erweisen. Wir erkannten sie vielmehr als nothwendig verbunden mit dem Mythos, die der Dichter nicht abstreifen konnte, ohne den ganzen einmal aufgenommenen Plan mit allen den großen Vortheilen, die er in anderer Hinsicht bot, aufzugeben. Es kann uns also nur noch die Frage beschäftigen, ob diese Härte von so durchschlagender Gewalt sei, daß sie den ganzen Eindruck der Tragödie beherrsche [2]), oder ob der Dichter ihre Wirkung so weit zu mildern vermocht habe, daß das Erhebende in der Entwicklung der tragischen Katastrophe das Uebergewicht behalte; woran sich dann die weitere Frage anreihen wird, ob nicht vielleicht in den entscheidenden Punkten ein Unterschied der

1) Bernhardy a. O. S. 323.

2) Dieser Ansicht ist u. A. auch O. Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien S. 25.

griechischen und modernen Anschauung in Rechnung kommen müsse.

Ich habe es schon oben ausgesprochen, daß die analytische Behandlungsweise sich in hohem Grade wirksam erweise, den Eindruck des Gräßlichen, das dem Mythos anhaftet, zu mildern. Da sich der tragische Conflict nicht austrägt in Handlungen des Hauptcharakters, die erst geschehen, sondern in der Erkenntniß längst vollzogener Thaten, so ist die ganze Spannung des Zuschauers darauf gerichtet, welche Wirkung die Erkenntniß des Geschehenen auf den machen werde, durch den es geschah. Dadurch enträth zwar der Dichter keineswegs der Darstellung, wie und wodurch sich das Geschehene vollzog, aber er lenkt die Spannung und Erwartung des Zuschauers so zwingend einem anderen gegenwärtigen Vorgange zu, daß der Zuschauer jenen längst abgeschlossenen unabänderlichen Thatbestand wenigstens vorübergehend aus dem Auge verliert. Nur dieser Thatbestand ist furchtbar und grausig, das Gefühl, das er hervorruft, erdrückend und peinlich. Dagegen jener Vorgang ist groß und erhaben, herzstählend und trostreich. Versuchen wir es einmal, das Letztere auf eine zwar ungewöhnliche, aber, wie mir scheint, sehr lehrreiche Weise dadurch zu zeigen, daß wir die möglichen Auffassungen, die der Gegenstand zuläßt, kurz skizziren.

Das Geschehene ist so furchtbarer Art, die heiligsten Verhältnisse der Kinder zu den Eltern sind so mörderisch verletzt, daß es keinen Menschen von einiger Empfänglichkeit für sittliche Regungen gibt, dem sich nicht in des Oedipus oder einer ähnlichen Lage trotz der vollsten Ueberzeugung von der Reinheit seines Willens mit der ihm aufgehenden Erkenntniß der

natürliche Abscheu vor so unnatürlichen Gräueln aufdrängte. Ein Unterschied wird sich hier nur ergeben je nach der Stärke jener Empfänglichkeit und nach der Gewalt der Affecte. Ist jene eine gewöhnliche und sind diese gemäßigt, so wird die Reflexion gar bald des ersten Entsetzens Herr werden und Trost suchen und finden in dem Bewußtsein, daß der Wille keinen Theil hat an den Gräueln. So der Oedipus des Euripides [1]). Geht die Empfänglichkeit für sittliche Regungen über das gewöhnliche Maß hinaus, ohne mit einer ungemeinen Stärke der Affecte verbunden zu sein, so wird die innere Zerrissenheit fortwuchern bis zur Verzweiflung oder zum Wahnsinn. So der Harfner im Wilhelm Meister [2]). Verbindet sich endlich mit der höchsten sittlichen Energie die größte Gewalt der Affecte, so werden Grauen und Entrüstung zu augenblicklicher Sühne losbrechen. So der Oedipus des Sophokles.

Wägen wir diese Fälle hinsichtlich ihrer ästhetischen und sittlichen Wirkung gegeneinander ab, so kann es, wie mir scheint, gar nicht zweifelhaft sein, daß sie sich in der Stufenleiter ordnen, wie ich sie vorgeführt habe [3]). Nur die Darstellung des letzten wird im vollsten Maße jene Erhöhung des

---

1) Vgl. Welker, Die griech. Trag. II. S. 547.

2) Ueber wesentlichen Berührungspunkten zwischen dem Harfner und Oedipus verkenne ich die sonstige Verschiedenheit nicht. Ich wählte jedoch dieses Beispiel, weil mir ein anderes nicht zu Gebote stand.

3) Vgl. Gruppe, Ariadne S. 589. K. Fr. Hermann, Quaestionum Oedipodearum Capita Tria p. 8 und 34. Was Welker a. O. S. 552 Anm. 16 für Euripides geltend macht, kann an diesem Urtheile nichts ändern.

Bewußtseins in uns bewirken, die aus den Schauern einer tragischen Katastrophe hervorgehen soll. Denn nur hier bewährt sich jene Hoheit und Kraft des Geistes, die muthig die ganze Verantwortung von halber Schuld übernimmt, die den Widerspruch, in den sie wider Willen mit der geheiligten Sitte gerathen, fern von Rechtfertigungsgelüste und unberührt von „der Angst des Irdischen", unumwunden anerkennt und durch die vollgiltigste Sühne aufhebt.

Indem also der Dichter dieses erhabene Schauspiel in den Vordergrund drängt und an seine Entwicklung die Erwartung und Spannung des Zuschauers heftet, hilft er diesem über die empörende Härte hinweg, die an dem Gegenstande haftet und erreicht, daß sie nur wie ein einzelner Miston in einem vollen harmonischen Accorde an sein Ohr klingt.

Was nun schließlich die Frage anlangt, ob nicht etwa das grelle Misverhältniß, in dem des Oedipus Wissen und Wollen mit seinen Thaten steht, zum Theil auf Rechnung unserer modernen Betrachtungsweise zu setzen sei, so wird auch sie zü Gunsten der Dichtung des Sophokles zu bejahen sein.

Zahlreiche Aussprüche griechischer Dichter und Denker predigen, als Ausfluß zugleich hoher Lebensweisheit und tiefer Religiosität, die Lehre, daß dem Sterblichen Bescheidung zieme in dem eigenen Können und fromme Ergebung in den Willen der Götter: so weit hatten sich die Vorstellungen der alten Volksreligion abgeklärt, die überall statt der freien Selbstbestimmung des Menschen nur das Wirken göttlicher Gewalten sahen. In dieser Lehre ist mit Recht die eigentliche Grundlage der sittlich-religiösen Weltanschauung der Griechen und zugleich ihr wesentlicher Unterschied von der christlich-modernen

Weltanschauung gefunden worden [1]). Wenn ich daran hier erinnere, so geschieht es, um an diesen Grundsätzen den untrüglichen Maßstab zu gewinnen, nach dem die Zuschauer im Theater zu Athen die Denk- und Handlungsweise des Oedipus beurtheilten, und um daraus einen Schluß zu ziehen auf den Eindruck, den die Tragödie auf sie in der angedeuteten Hinsicht machte.

Es ist unleugbar ein Zug im Charakter des Oedipus, sich so viel als möglich auf sich selbst zu stellen, in schwierigen Lagen des Lebens die erste Anforderung an die eigene Einsicht und Kraft zu richten und erst, wenn diese versagen, Hilfe bei den Göttern zu suchen. Wir werden später zeigen, daß diejenigen Kritiker sich im Widerspruche mit dem Dichter befinden, welche diesen Zug steigern bis zur vermessenen Hybris und ihn nahe an die Gränzen der Gottlosigkeit rücken [2]). Als

---

1) Vgl. K. O. Müller, Aeschylos Eumeniden S. 166. Nägelsbach, Die nachhomerische Theologie S. 229 ff. Vischer, Ueber das Erh. u. Kom. S. 110 ff.

2) Neben den oben Angeführten auch Vischer, Zur Vermittlung der klassischen Philologie und der allgemeinen Bildung, in der Beilage zu Nr. 187 der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1861 S. 3055. L. Schmidt a. O. S. 229. Letzterer sagt von demselben Standpunkt aus, von dem wir die Sache betrachten: „Bevor Sokrates die in dem Griechenvolke lebenden sittlichen Vorstellungen auf die Basis einer festen Erkenntniß zurückzuführen unternahm, bildete ein bestimmtes Gefühl den Mittelpunkt der Urtheile und Anforderungen desselben, die Abneigung gegen die Hybris. Das Verlassen der dem Menschen gesetzten Schranken, das Hinausgreifen über das eigene Rechtsgebiet, das Pochen auf Glück und Kraft, die vermessene Zuversicht in Wort und That waren dem Sinne der Griecheu auf das tiefste zuwider, wie so viele Aeußerungen ihrer

unsittlich und unfromm konnte auch den Griechen die Denk- und Handlungsweise des Oedipus nicht erscheinen, doch mochten sie dieselbe für unweise, für unbesonnen halten: die Zuversichtlichkeit, Unvorsichtigkeit und Raschheit des Oedipus mußten ihnen in grellerem Lichte erscheinen als uns. Und so wäre es ganz gut denkbar, daß jenes Misverhältniß, in dem des Oedipus Wissen und Wollen mit seinen Thaten und deren Folgen steht, das griechische Gefühl weniger verletzte, als das unsere. Ganz sicher aber wurde für sie nicht, wie für uns, das Herbe und Bittere solchen Looses dadurch erhöht, daß es als Fügung der Götter erscheint.

II.

Indem Sophokles der alten Ueberlieferung der Sage folgte, nach der Oedipus selbst sich blendet, erwuchs ihm die Aufgabe, diese Blendung in innere Beziehung zu setzen zu der Schuld, die Oedipus auf sich geladen, als freiwillige Sühne für die unfreiwilligen Frevel. Das bedingte im Allgemeinen, wie ich in der vorstehenden Abhandlung auseinandergesetzt habe, daß er einerseits den sittlichen Rigorismus und andrerseits die Macht der Affecte in dem Charakter des Oedipus in höchster Steigerung darstellen mußte. Da aber die freiwillige Sühne voraussetzt, daß die Entdeckung der Frevel nicht von Außen durch eine Untersuchung aufgedrängt werden durfte, sondern daß Oedipus selber, von irgend einem Anlasse in

---

Dichter und Denker von den ältesten Zeiten an erkennen lassen. Darum mußten die Zuschauer des Sophokles von einem Charakter, wie sein Oedipus ist, höchlich verletzt werden."

Bewegung gesetzt, die Erkenntniß herbeiführen mußte, so bedingte sie zugleich speziell den kühnen Muth und den hohen Ernst der Wahrheitsliebe, die vor keiner Erkenntniß zurückweicht, die lieber bis zur schrecklichen Gewißheit vordringt, als, der Selbsttäuschung sich hingebend, vor dem Unangenehmen die Augen verschließt. Aus der Zusammensetzung dieser Grundelemente erwuchs dem Dichter die Gestalt des Oedipus. Der inneren Anlage nach eine durchaus praktische und auf's Handeln gestellte Natur, wurde er auch durch die äußeren Verhältnisse auf die That hingewiesen. Sehen wir zu, wie sich sein Charakter in diesen thatsächlichen Verhältnissen entfaltet.

Als dem jugendlichen Oedipus das hingeworfene Wort eines seiner Genossen den ersten Zweifel über seine Abstammung in die Seele senkte, da war es nur sein Drang nach Wahrheit, der ihn bei der Antwort seiner Eltern nicht stehen bleiben, sondern die Bestätigung aus der sichersten Quelle, aus dem Munde des Apollon, holen hieß. Wenn er auch seinen Eifer später übertrieben fand, zu schämen hatte er sich dessen nicht [1]). Appollon ließ seine Frage unbeachtet und ertheilte ihm den Spruch (791 ff.):

Er müsse seine Mutter frei'n, und ein Geschlecht
Des Gräuels offenbaren vor der Menschen Blick,
Und Mörder sein des Vaters, der ihm Leben gab.

Oedipus faßte das Schweigen des Gottes als beredte Antwort; er meinte, der Gott habe, indem er ihn keiner Antwort

---

1) So verschärft Kolster die Aeußerung des Oedipus V. 778, Sophokleische Studien S. 245. Vgl. dagegen Kock, Ueber den Aristotel. Begriff der Katharsis u. s. w. S. 54.

würdigte auf die Frage nach seiner Herkunft, zu erkennen geben wollen, daß die Frage selbst jedes Grundes entbehre [1]). Und damit hat er jene Zweifel ein für alle Mal gründlich abgeworfen. Zeugt das nicht von Eigenwillen, von allzu großem Vertrauen in die eigene Weisheit und zugleich von Mangel an Umsicht und besonnener Ueberlegung? Vergegenwärtigen wir uns mit aller Unbefangenheit die Lage des Oedipus. Er war gekommen in der Ueberzeugung, daß Apollon die Wahrheit wisse und sie sagen werde; wenn er nun keine Antwort erhielt auf seine Frage, dagegen die Ankündigung eines grausen über seinem Haupte drohenden Unglücks, so lag es nahe, was ihn nach Delphi getrieben hatte, als eine glückliche Fügung anzusehen, die ihm eine so dankenswerthe Warnung eingetragen, und sohin in dem Schweigen des Gottes eine Bestätigung zu finden, daß diejenigen seine Eltern seien, die er bisher dafür gehalten. Nahe, sehr nahe war ihm diese Auffassung gelegt. Aber daß er sie als vollkommen unzweifelhaft ansah, zeugte doch von Unbedachtsamkeit und ungerechtfertigter Zuversichtlichkeit. Und daß er gerade diese Eigenschaften in hohem Maße besitzt, davon liefert uns die Tragödie schlagende Beweise.

Oedipus zweifelt nicht mehr, daß Polybos sein Vater und Merope seine Mutter sei und ist entschlossen, so viel an ihm liegt, zu verhüten, daß sich der Orakelspruch erfülle: Nie wieder soll sein Fuß Korinth betreten, nie seine Augen Vater und Mutter wiedersehen. Sicher mußte der Weg scheinen; aber

---

1) 788 f. „Und Phöbos sandte mich ungewürdigt dessen, um was ich kam, von dannen."

auch erlaubt? Mußte ihn nicht die Dankbarkeit gegen seine Eltern mahnen, nach Korinth zurückzukehren? Mußte er nicht, wenn ein frommer gottergebener Sinn ihm inne wohnte, seine Rettung der Gottheit anheimstellen? War es nicht vermessene Selbstüberhebung, sie durch eigene Kraft zu versuchen? Um den Entschluß des Oedipus richtig zu beurtheilen, dürfen wir uns, aus Gründen, die ich in der voranstehenden Abhandlung dargelegt habe, nicht auf die Erzählung, die wir aus seinem eigenen Munde hören, beschränken. Hier mußte Alles in Kürze zusammengedrängt, konnte nur die Thatsache erzählt, nicht auch ihre Motivirung eingeflochten werden. Und da hat es allerdings den Anschein, als ob Oedipus leicht, rasch und ohne den geringsten Seelenkampf den Wanderstab ergriffen habe. Und gewiß lag es nicht in seiner Natur, lange zu schwanken, aber das schließt nicht aus, daß in jener schweren Stunde widerstrebende Gedanken und Gefühle mit Macht seine Seele durchstürmten. Wir erfahren in der Tragödie, daß in Oedipus trotz des hohen Glückes, das er in der Fremde sich gegründet, die Erinnerung an die Pfleger seiner Jugend nicht erlosch, und daß der Zwang, der ihm die süße Traulichkeit des Verkehrs mit ihnen raubte, auch nach langen Jahren noch nicht aufhörte, ihm drückend zu sein (997 ff.). Ferner erfahren wir in der Tragödie, was sich ja auch von selbst versteht, daß Oedipus, so frei er übrigens von kleinlichen Vorurtheilen ist (1062 f. 1070. 1078), keineswegs gleichgiltig war gegen den Glanz und die Ehre, die mit einer hohen Stellung verbunden sind. Er war aufgewachsen im höchsten Ueberflusse des Lebens, unter den Augen fürsorgender und liebender Eltern (1023); als Fürstensohn nicht mehr als wegen der Fülle

edler und schöner Eigenschaften genoß er die höchste Auszeichnung unter den Bürgern Korinths (775 f.). Und

Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal besaß. [1])

Wenn also Oedipus, um nur die Erfüllung des Orakelspruches zu verhüten, sich auf immer von Allem losreißt, was dem Leben Werth und Reiz verleiht, so setzt dies wahrlich einen felsenfesten Glauben an die Wahrhaftigkeit des Götterwortes, so opferwilligen Edelsinn, so hohen sittlichen Ernst voraus, daß man schwer begreift, wie nur je der Vorwurf der Undankbarkeit und Unfrömmigkeit hat laut werden können [2]). Freilich das bezweifeln auch wir nicht, daß Oedipus mit Zuversicht erwartete, sein Schritt werde ihn an dem Grauenvollen, das ihm geweissagt worden, vorüberführen; aber wir müssen diese Zuversicht, wenn je einmal, wohlbegründet finden. Wenn sie gleichwohl sich als falsch erweist, so zeugt das nicht dafür, daß Oedipus in Selbstüberhebung die Zweckmäßigkeit seines Entschlusses überschätzt oder unberufen gehandelt habe, statt der Gottheit die Vorsorge zu überlassen, sondern die Zuversicht erweist sich als eine falsche nur in Folge jener ersten Zuversichtlichkeit, die ihn jeden Zweifel über seine Herkunft von sich werfen hieß. Nur hier liegt die Schuld des Oedipus, nur hier seine Verantwortlichkeit.

Wenige Meilen ist Oedipus gewandert, da erfolgt ein Theil dessen, was zu verhüten er die größten Opfer gebracht hatte. Er tödtet einen fremden Mann im Streite; es war

1) Göthe, Tasso.

2) Geffers a. O. p. 20. Kolster a. O. S. 246 f.

Laïos, sein Vater. Darüber zunächst sollte doch unter Kennern des Alterthums kein Zweifel herrschen, daß Oedipus an und für sich nur that, was nicht blos das Gesetz erlaubte [1]), sondern was die griechische Moral von der Ehrenhaftigkeit des Mannes forderte. Von dem Grundsatze: gib jedem was ihm gebührt, dem Freunde Gutes, dem Feinde Böses, ist die griechische Moral nie weit abgegangen. Selbst Sokrates und Platon sahen die Wiedervergeltung zugefügter Unbill wenigstens als erlaubt an [2]). Oedipus aber hatte den Kampf nicht provocirt; und auch davon, daß er ihn weiter als zur eigenen Vertheidigung getrieben habe, findet sich bei Sophokles keinerlei Andeutung. Weit entfernt also, daß Oedipus dieser That sich hätte schämen und sie bereuen sollen [3]), war, zumal nach den Anschauungen des heroischen Zeitalters, der Sieg in so ungleichem Kampfe sogar ehrenvoll für ihn [4]). Es heißt die Absicht des Dichters gründlich verkennen, wenn man annimmt, er habe die Tödtung des Laïos an sich, unter dem Gesichtspunkt eines strafbaren Zornmuthes, als ein Vergehen hinstellen wollen. Unter Umständen ließe sich das wohl denken. Wäre z. B. der Anlaß zu seinem Zorn ein geringfügiger, oder wäre Oedipus nach Empfang des Orakelspruches in der Bedachtsamkeit und Vorsicht soweit gegangen, daß er, um nicht

---

1) K. Fr. Hermann a. O. p. 10 N. 22.

2) Nägelsbach, Nachhomer. Theologie S. 246 ff. Schneidewin-Nauck zu O. R. 642 und zu O. C. 228.

3) So meint Kolster a. O. S. 247. Vgl. Geffers a. O p. 21. Kock, Ueber den Aristotel. Begriff der Katharsis u. s. w. S. 55.

4) Vgl. K. Fr. Hermann a. O. p. 12 N. 24. Welker a. O. S. 550 Anm. 15. Schmalfeld a. O. S. 12.

seinen Vater zu treffen, den Entschluß gefaßt hätte, gegen Niemand je seine Waffe zu erheben, hätte sich nun aber doch in der Hitze des Zornes zum Gebrauch der Waffe hinreißen lassen, so wäre offenbar dieser Zornesausbruch eine imputabele Schuld. Ganz anders aber ist die Lage des wirklichen Sophokleischen Oedipus. Ihm lag eine solche Umsicht und ein solcher Entschluß ferne; er konnte ihm also auch nicht untreu werden. Nicht weil der Zorn seine Sinne verwirrt, schlägt Oedipus blind zu; sondern weil ihm die Möglichkeit, daß an dieser Stelle sein Streich das Haupt seines Vaters treffen könne, gar nicht in den Sinn kommt, läßt er den Fremden seinen Muthwillen büßen. Dadurch aber wird die Verantwortlichkeit für seine That und ihre Folgen nicht aufgehoben. Vielmehr treffen Schuld und Verantwortung den Oedipus in dem Maße, als er zu der Zuversicht, daß er nirgends anders als in Korinth mit seinem Vater zusammentreffen könne, nicht berechtigt war [1]).

Auch nach der That steigt ihm kein Bedenken auf: er setzt seine Wanderung fort, kommt nach Theben, löst das Räthsel der Sphinx und nimmt von der dankbaren Stadt als Geschenk die Hand der Königin und den Thron, den sie inne hat. War es natürlich und begreiflich, daß in der Hitze des Kampfes mit Laïos und seinen Begleitern nichts seine Zuversicht erschütterte [2]), so lag dagegen in dem Unterschied des

1) Vgl. A. Schöll, Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters und die Compositionsweise des Sophokles S. 240.

2) Kock meint gar, die Aehnlichkeit des Fremden mit ihm (V. 743) hätte ihm auffallen müssen. Ueber den Aristotel. Begriff der Katharsis u. s. w. S. 55.

Alters zwischen ihm und Jokaste eine Mahnung an die alten Zweifel und an Apollons Spruch. Doch Oedipus bleibt blind. Wie eindringlich freilich diese Mahnung war, hat der Dichter vollständig im Dunkeln gelassen, woraus wohl geschlossen werden muß, daß er weder eine besondere Verstärkung noch auch eine Milderung der Schuld des Oedipus beabsichtigte[1]).

Wir haben gesehen, daß Oedipus den Spruch des Apollon als Warnung auffaßte vor einem entsetzlichen Abgrunde, an dessen Rand er sich bis dahin unwissend bewegt habe. War diese Auffassung richtig, so mußte es auch der Weg sein, den er der Gefahr zu entfliehen einschlug. Auf diesem Wege gelangt er zu einem Thron. Mußte es nicht scheinen, als ob der ein Ersatz sein sollte für den Thron in Korinth, auf den er verzichtet hatte? Mußte sein ganzer wunderbarer Erfolg ihm nicht als eine lohnende Gabe des Apollon erscheinen, und lag dann nicht die vollgiltigste Bestätigung darin, daß Polybos und Merope seine Eltern seien und er so lange in Sicherheit, als er sich von Korinth fern halte? In der That, einmal in diesen Gedankenkreis gebannt, mußte sich Oedipus in vollste Sicherheit einwiegen, und seines sittlichen Ernstes und der Reinheit seiner Absicht sich bewußt, mußte er durch den glänzenden Erfolg in seinem Selbstgefühl sich gehoben und in seiner Zuversicht bestärkt fühlen. Und sein Glück hat Bestand. Viele Jahre (561) herrscht er mit Weisheit, Kraft und Güte über Theben und erwirbt sich das feste Vertrauen

1) Das höhere Alter Jokastes mußte nicht augenfällig sein und die Königin wurde dem Oedipus wohl als kinderlose Wittwe zugeführt (V. 261 f.).

und die hohe Verehrung seines Volkes. So tritt er in der Eröffnungsscene des Stücks vor uns.

Eine Schaar Hilfeflehender, wie sie sich gewöhnlich nur den Tempeln der Götter naht, hat sich vor dem Palaste des Königs niedergelassen, um von ihm Vorsorge zu erflehen für des Landes Rettung, das eine verzehrende Seuche heimgesucht hat. Noth und Elend haben die höchste Stufe erreicht und das Vertrauen des Volkes in die Weisheit und Macht seines Königs ist unbegränzt [1]). Daher ist der ungewöhnliche Bittgang angeordnet worden und daher bittet der Wortführer der Hilfeflehenden so eindringlich und inständig (41. 46 ff.). Voll der innigsten Theilnahme mit dem Wohl und Wehe Anderer fühlt Oedipus die Leiden des Volkes wie sein eigenes (60 ff. 93 f.), und in väterlicher Sorge hat er bereits gethan, was er konnte: gewohnt, wie es dem Manne geziemt, in schwieriger Lage die eigene Einsicht und Kraft nicht unversucht zu lassen, hat er auf Mittel und Wege gedacht, dem Uebel zu steuern (65 ff.). Und da sein Bemühen fruchtlos blieb, hat er vertrauend sich an Apollon gewandt, dessen Antwort er erwartungsvoll und ungeduldig entgegensieht (73 ff.).

Die Antwort trifft ein: die Seuche ist die gottverhängte Strafe für den noch ungesühnten Mord des Königs Laïos, Tod oder Verbannung des im Lande weilenden Mörders wird

---

1) 31 ff. sagt der Priester:

Drum lagr' ich und die Kinder hier an deinem Herd;
Zwar nicht den Göttern achten wir dich gleich, o Herr,
Doch als der Menschen ersten bei den Schickungen
Der Götter und auf wechselvoller Lebensbahn.

Reinigung von der Blutschuld und Befreiung von der Seuche bringen.

Ist auch der Gott karg gewesen mit seiner Aufklärung, so hofft doch Oedipus mit Zuversicht, daß seinem Eifer die Entdeckung der Mörder gelingen werde. Dieser Zuversicht gibt er sofort den Hilfeflehenden gegenüber Ausdruck, weil es seinem Herzen ein Bedürfniß ist, die Unglücklichen einigermaßen aufgerichtet und getröstet zu entlassen. Sie können, versichert er, um so zuverlässiger auf seinen Eifer rechnen, da ja seine eigene Sicherheit die Entdeckung und Bestrafung der Mörder erheischt (137—141); denn daß hier Verrath im Spiele gewesen, hat er sofort scharfsinnig, wenn auch irre gehend, aus der Kühnheit des Wagnisses und der Anwesenheit der Mörder im Theberland geschlossen (97 f. 110. 124 f.), und Kreon hat ihn in dieser Ansicht der Sache durch die Bemerkung bestärkt, daß dieselbe gleich nach dem Vorfall die herrschende gewesen sei (126). Dies ist für die Beurtheilung der späteren Irrgänge des Oedipus von der größten Bedeutung. Seine Vermuthung, daß Laïos das Opfer einer Verschwörung geworden, ist keineswegs so unbegründet, daß man sie auf ein allgemeines tiefes Mistrauen, das im Charakter des Oedipus läge, zurückführen müßte[1]). Auch ohne den sehr bestimmten Anhaltspunkt zu haben, den Oedipus hat,

1) So Kock, Ueber den Aristotel. Begriff der Katharsis u. s. w. S. 53. Ein zusammenhängender Commentar zum König Oedipus S. 15. 43. Kolster a. O. S. 248. Vgl. dagegen O. Ribbeck, Epikritische Bemerkungen zur Königsrede im Oedipus Tyrannos, Kiel 1870 S. 15. Mit Recht findet Ribbeck mistrauisches Wesen mit dem Charakter des Oedipus unvereinbar.

daß nämlich eingeborene Thebaner den Mord vollführt hätten (97. 110), war man in Theben seiner Zeit auf dieselbe Muthmaßung verfallen und selbst der gewiß vorsichtige Kreon weist sie nicht ab (126). Charakteristisch für Oedipus ist nur die Zuversichtlichkeit, mit der er sofort als ausgemachte Sache ansieht, was doch eben nicht mehr als eine Möglichkeit war (139 ff.).

Ebensowenig zeugt es von Selbstsucht, wenn Oedipus, einmal auf dieser Fährte, äußert, daß er durch Bestrafung der Mörder sich selber diene (137 f. 253)[1]). Allerdings theilt Oedipus die allen Herrschern gemeinsame Sorge um den Thron; denn wer besitzt, der muß gerüstet sein, sagt Herzog Alphons bei Göthe in Uebereinstimmung mit Oedipus (618 ff.). Allein diese Sorge steht dem Oedipus keineswegs obenan, und er äußert sie zunächst nur in der gewiß nicht selbstsüchtigen Absicht, die Hilfeflehenden seines Eifers zu versichern und dadurch zu beruhigen (135 ff.).

Oedipus geht mit Ernst an's Werk. Da es sich um Enthüllung einer längst verjährten That handelt, die geschehen war, bevor noch sein Fuß Theben betreten hatte, läßt er die Volksältesten entbieten, um sich ihres Beistandes zu bedienen. Zugleich berathschlagt er mit Kreon (288 f.) und auf seinen Vorschlag geschieht es, daß er nach dem greisen Seher Teiresias sendet[2]). Nichts läßt er unversucht, was zum Ziele

1) Geffers a. O. p. 11. Philipp Mayer, Ueber den Charakter des Kreon in den beiden Oedipen des Sophokles. Erste Abtheilung. Gera 1846. S. 17.

2) Daß Oedipus, ohne an die Mantik überhaupt und an die erprobte Weisheit des Teiresias insbesondere zu glauben, nur deßhalb auf

führen kann. Um so auffallender ist es, daß sich ein Punkt seiner Aufmerksamkeit entzieht, der für die Enthüllung des Geheimnisses von der größten Wichtigkeit sein mußte. Kreon hat dem Oedipus erzählt, daß einer aus dem Gefolge des Laïos entkommen sei und die Nachricht von dem Unfall der Reisenden nach Theben überbracht habe (118 f.). Allerdings fügt Kreon bei, daß er nichts Näheres anzugeben gewußt habe; allein nichts desto weniger, sollte man denken, hätte Oedipus jetzt, da er die ganze Sache von Grund aus untersuchen will (132), um so mehr auf diesen Augenzeugen zurückgehen müssen, als er an eine von Theben aus angezettelte Verschwörung glaubt. Oedipus hat diese Angabe Kreons ganz überhört (393) [1]. Daß der Dichter ihn an diesem Umstande vorübergehen lassen mußte, weil es die Entwicklung der Handlung erheischte, kann natürlich nicht geltend gemacht werden. Keinen Kunstgriff darf der Dichter anwenden, der nicht zugleich seine natürliche Erklärung in der Denk- und Handlungsweise der Personen fände. Und so ist es auch hier. Oedipus leidet an jener Fernsichtigkeit, die die Begleiterin einer lebhaften Phantasie und rascher Combination zu sein pflegt und die so leicht, da der Blick auf das Ganze gerichtet ist, das zunächst liegende Einzelne übersieht. So ging es ihm in seinen früheren Erlebnissen, so geht es ihm hier und so in dem, was sich weiter

---

den Rath Kreons eingehe, weil es ja jedes Falls nichts schaden könne, wie sich Kolster a. O. S. 248 ausdrückt, davon ist bei dem Dichter keine Spur zu finden. Vielmehr beweist die zweimalige Sendung nach dem Seher (288), die Ungeduld, mit der er ihn erwartet (289) und die hohe Achtung, mit der er ihn empfängt (300 ff.), das Gegentheil.

1) Vgl. Geffers a. O. p. 10. Philipp Mayer a. O. S. 17.

entwickelt. Je gründlicher und zuversichtlicher er eine Sache angreift, desto sicherer geht er irre und schlägt sie ihm fehl.

Teiresias erscheint und wird von Oedipus mit geziemender Ehrfurcht vor seinem Seherberuf und hoher Achtung vor seiner vielgerühmten Kunst empfangen (300 ff.). Doch, in dunkle Reden sich hüllend, weicht er der Frage des Königs aus. Dieser erinnert ihn, daß die schuldige Dankbarkeit gegen sein Vaterland ihn zu dem Bescheid vermögen müsse, der Alle von unsäglichem Leid befreien könne (322 f.). Zuletzt beschwört er ihn bei allen Göttern, er möge den vereinten Bitten seines Königs und der Vertreter des Volkes nachgeben (326 f.). Diese Bitte schlägt Teiresias, zugleich andeutend, daß er Alles wisse, rund ab (328 f.). Der König wird streng, der Seher verharrt bei seinem Nein (330—333). Da bricht der Unwille des Königs los, nicht ungezügelt; er mildert noch einmal das erste harte Wort (334 f.) und fordert noch einmal, was er fordern kann und muß (335). Alles umsonst. Da lenken des Königs Gedanken wieder zu jenem Verdachte hinüber, daß Laïos das Opfer ehrgeiziger Pläne geworden: er kann nicht irren, aus dem hartnäckigen Schweigen, aus den dunklen unverständlichen Reden, aus dem ganzen räthselhaften Benehmen des Teiresias spricht ein böses Gewissen. Was er gedacht, führt er auf der Lippe und reizt dadurch den Seher zu Eröffnungen, die ihn selber, den Oedipus, als Mörder des Laïos bezeichnen (362). Nun tagt es in Oedipus' Geist. Rasch knüpft sein scharfer Verstand und seine lebhafte Phantasie die Fäden zusammen und das Ganze liegt klar vor seinem überschauenden Blicke: Kreon strebt nach seiner Krone, Teiresias ist sein Helfershelfer (378. 380 ff.). Entrüstet über

den Neid und die Undankbarkeit des Einen, über die tückische Ränkesucht des Andern läßt er die heftigsten Aeußerungen seiner Verachtung gegen sie losbrechen [1]).

Diese Scene vorzüglich ist es, aus der gewöhnlich die Beweise geschöpft werden für die maßlose Leidenschaft, den blinden Jähzorn, den Verdächtigungshang, das herrische Wesen des Oedipus. Und sie ist ohne Zweifel für die Charakteristik des Oedipus höchst bedeutungsvoll; daher wir, was sie uns vorführt, noch näher beleuchten müssen.

Das Eine nun wird schon aus meiner Darstellung klar geworden sein, daß der Vorwurf des Jähzorns unbegründet ist. „Die Art des Jähzorns ist dieß, sagt Gervinus, daß er ungeheure Gemüthserschütterungen veranlaßt ohne hinlängliche Gründe" [2]). Und solcher Art ist der Zorn des Oedipus nicht [3]). Wie er selber von jeder selbstsüchtigen Rücksicht frei ist, iu seinem Eifer nur von der Sorge um das allgemeine Wohl sich leiten läßt (443) und helfen, soweit Kraft und Mittel reichen, als des Mannes schönste Pflicht erkennt (314 f.), so erwartet er auch von jedem Andern, daß er von der Pflicht für's Allgemeine durchdrungen sei und die Unterstützung, deren er fähig ist, bereitwillig biete. Teiresias versagt diese Unter-

---

1) Bezüglich der besonders von Firnhaber a. O. S. 156 ff. vertretenen Ansicht, daß einerseits Oedipus schon früher Verdacht gegen Kreon gefaßt, andrerseits Kreon schon längst in Oedipus den Mörder des Laïos vermuthet habe, vgl. Kock, Zusammenhängender Commentar u. s. w. S. 16 Anm. 48.

2) A. O. 2 S. 191.

3) Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche unsere Scene mit der Eröffnungsscene des König Lear.

stützung, allerdings, wie der Zuschauer und Leser merkt, aus Rücksicht für Oedipus; aber dem Oedipus selber ist die Einsicht verschlossen, nicht weil er es an Nachdenken fehlen läßt, sondern weil er es nicht einsehen kann. Er muß die Weigerung des Teiresias für Eigensinn halten (330 f.). Und da ist denn sein Zorn ein wohlbegründeter und gerechter. Gleichwohl hält er noch an sich; es ist ja nicht möglich, daß ein Mensch aus blosem Eigensinn sein Vaterland dem Verderben preisgibt. Ein anderer Grund muß dem Seher die Lippen schließen. Erst als er diesen Grund gefunden und die Gewißheit zu haben glaubt, daß hier ein schändliches Spiel getrieben werde, wird er von Zorn und Eifer übermannt und läßt seinem heftigen Temperamente die Zügel schießen.

Um nun auch hierüber, über den Verdacht, den er gegen Teiresias und Kreon faßt, richtig urtheilen zu können, müssen wir uns die ganze Lage der Dinge gegenwärtig halten. Vor Allem ist nicht zu übersehen, daß der erste Keim dieses Verdachtes nicht in des Oedipus eigener Angelegenheit entsteht. Die Umstände, unter denen der Mord des Laïos nach dem Spruche des Apollon und nach Kreons Eröffnungen stattgefunden haben muß, regen den Verdacht an. Und wir sahen, daß sie denselben sehr nahe legten und daß Kreon selber zu seiner Befestigung beitrug. Es war auch an sich gewiß höchst auffallend und dem Oedipus ganz und gar unbegreiflich, daß von Theben aus nichts geschehen war, den Mord des Landesfürsten zu rächen (128 f. 255 ff. 566). Mußte nicht auch das den Oedipus in seinem Verdachte bestärken und war das nicht geeignet, seinen Gedanken eine bestimmte Richtung zu

geben?[1]) Kreon war in erster Linie als der nächste Verwandte des Laïos verpflichtet gewesen, dem Morde desselben nachzuspüren und wenn die gleichzeitige Noth es verhinderte (126 f. 130 f.), nach deren Beseitigung die Sache in Anregung zu bringen[2]). Kreon war es, dem die Frucht des Verrathes zufallen mußte. Doch nehmen die Gedanken des Oedipus diese Richtung noch nicht. Zunächst erregt Teiresias durch sein räthselhaftes Schweigen den Argwohn des Königs, nicht weil er von Natur mistrauisch und argwöhnisch ist, sondern weil seiner offenen und geraden, nur im Dienste der Wahrheit und der Sache stehenden Natur der Schlüssel fehlt für das Benehmen des Sehers. Die Sprache der Wahrheit ist einfach und schlicht; die dunkle, auf Schrauben gestellte, räthselhafte Sprache des Sehers (439) mußte den redlichen Scharfsinn eines Oedipus zu Schanden machen. Andrerseits ist Oedipus zu praktisch und welterfahren, um vertrauensselig zu sein. Widerstrebt es auch seinem ganzen Wesen, selber krumme Wege zu gehen, so kennt er sie doch. Die Fälle aber von selbstsüchtigen Ränken waren unter den Sehern und Priestern keineswegs selten. Private wie Staaten sahen sich genöthigt, um gegen Misbrauch der Seherkunst geschützt zu sein, sie zu beaufsichtigen und zu kontroliren[3]). Geizt doch,

---

1) Vgl. Oswald Marbach, Sophokles König Oedipus übersetzt und erklärt S. 125 f.

2) K. O. Müller, Aeschylos Eum. S. 126. O. Ribbeck, Epikrit. Bemerk. u. s. w. S. 9.

3) K. Fr. Hermann, Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen § 37 N. 15 u. 16.

sagt Kreon in der Antigone, der Seher ganzes Volk nach Golde nur (1055).

Nachdem nun dieser Verdacht feste Gestalt gewonnen hat, sind die bestimmten Beschuldigungen des Teiresias um so weniger geeignet, den König zu beirren. Oedipus hatte, wie wir sahen, mit gutem Grunde das wunderbare Glück, das ihn auf den Thron Thebens geführt, als das Werk Apollons angesehen, der ihn rechtzeitig gewarnt und seine Schritte geleitet hatte. Eine Reihe von Jahren hatte ihn in Sicherheit eingewiegt. Das Abenteuer auf dem Dreiweg war seiner Erinnerung entrückt; nichts von dem, was jetzt seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, war geeignet, das Gedächtniß daran aufzufrischen. Nun stellen ihn die Reden eines Mannes, dessen Absichten zu mistrauen er allen Grund hat, in die Alternative: entweder ist er was Teiresias sagt, oder Teiresias lügt. Dem ersten Theile der Alternative widerspricht klar und entschieden sein Bewußtsein, also muß der zweite Theil die Wahrheit enthalten. Und wenn er lügt, so kann er es nur im Interesse eines Anderen thun und der Andere muß Kreon sein (572 f.). Auf Kreons Rath wurde Teiresias befragt (555 f. 288 f.) in Ausführung eines Orakelspruches, den Kreon von Delphi gebracht hat. Wie leicht konnte der ganze Spruch Apollons gefälscht, erfunden sein (401 f.)! In der That alle Anzeichen weisen so zwingend auf Kreon hin, daß wir den Argwohn des Oedipus, weit entfernt ihn für einen willkürlichen und wunderlichen Einfall zu halten, oder ihn aus einem Hange zur Verdächtigung und Anklage Anderer abzuleiten, nur begreiflich und erklärlich finden können. Fühlt doch Kreon selber, daß die Verhältnisse auf ihn Verdacht

lenken können; weßhalb er sich, ohne von den Verdachtsgründen des Oedipus unterrichtet zu sein, besonders dagegen verwahrt, den Orakelspruch gefälscht zu haben (603 f.).

Damit aber, daß wir den Oedipus gegen den Vorwurf grundlosen Argwohns und unlauterer Antriebe zu demselben vertheidigten, wollen und können wir ihn nicht von dem Unrechte freisprechen, das er dem Teiresias und Kreon anthut. Die erheblichsten Gründe zu so schwerem Verdachte überheben nicht der gewissenhaftesten Untersuchung und des triftigsten Beweises, bevor man ihn, wie Oedipus thut, als ausgemachte Thatsache behandelt. Der Ungestüm, die Raschheit und Zuversichtlichkeit des Oedipus in dieser Scene erscheinen auch uns trotz aller Wahrscheinlichkeit der Gründe, die den Argwohn in ihm keimen und groß werden lassen, in grellem Lichte.

Und diese Eigenschaften sind es auch, die nach dem Auftritt mit Teiresias, da sich Oedipus in den Palast zurückzieht, weitere Ueberlegung und Prüfung ausschließen. In jeder Lebenslage ist der erste Eindruck, den seine Seele empfängt, der entscheidende. Dieser bestimmt seine Entschlüsse und seine Thaten. Daher sehen wir den Oedipus auch in der folgenden Scene in nichts umgestimmt, vielmehr bestärkt in seiner Ansicht der Dinge und in der gleichen Entrüstung über den gegen ihn gezettelten Verrath, wieder auf der Bühne erscheinen. Nur noch erhöht hat diese Entrüstung die unglaubliche Keckheit, mit der Kreon ihm die Stirne zu bieten wagt. Hiernach muß ich es als eine irrige Ansicht bezeichnen, daß Oedipus von der Beschuldigung des Teiresias doch getroffen worden, daß dann in dem Augenblick der Sammlung die Erinnerung an jenes Abenteuer auf dem Dreiwege in ihm auf-

getaucht sei und daß ihn nun die Angst, er könne doch der Mörder des Laïos sein, in seinem Widerspruch nur noch mehr bestärke und in künstliche Selbstverblendung hineintreibe [1]). Zu dieser Ansicht hat der Dichter nicht den geringsten Anlaß gegeben und sie widerstreitet durchaus dem Charakter des Oedipus, in dem das redlichste Streben nach Wahrheit ein herrschender Zug ist. Mit Wissen, oder auch nur mit halbem Wissen ihr sich zu verschließen und eine Schuld, deren er wenn auch noch so dunkel sich bewußt wäre, auf einen Andern hinüberzuwälzen, ist der Sophokleische Oedipus unfähig. Wäre er es nicht, die ganze Katastrophe litte an innerer Unwahrheit. Freilich wer der Selbstvertheidigung Kreons die Kraft klarer und überzeugender Beweisführung beimißt [2]), der kann an Oedipus' Redlichkeit irre werden und an künstlich genährte Verstocktheit glauben. Gewiß ist die Rede Kreons mit der Ueberzeugung der Unschuld gesprochen, aber sie ist doch nichts Anderes als ein überkluges Räsonnement über den Scheinwerth der Königsmacht, das vielleicht auf einen Menschen, der „die Eitelkeiten der Welt" verachtete, einigen Eindruck machen könnte, das aber einem Oedipus, der sich in der Würde des Herrschers fühlt und dem die Pflichten und Sorgen des Herrschers als willkommene Uebung seiner Thatkraft eher ein Bedürfniß sind als eine Last, nur schal und heuchlerisch erscheinen kann [3]).

---

1) So Kock, Zusammenhängender Commentar u. s. w. S. 29 f.

2) Mit Kock, Ueber den Aristotel. Begriff der Katharsis u. s. w. S. 62. Zusammenhängender Commentar u. s. w. S. 30 auch Philipp Mayer a. O. S. 22 ff.

3) Vgl. Schöll, Einleitung zur Uebersetzung S. 6.

Oedipus also ist nach wie vor unerschütterlich überzeugt, daß des Teiresias gegen ihn erhobene Anklage nur eine im Dienste Kreons erfundene Lüge sei (642 f.). Zwar vermögen die Vorstellungen seiner Gemahlin Iokaste und die unterthänigen aber von der innigsten Theilnahme zeugenden Bitten des Chores so viel auf die Weichheit seines Gemüthes, daß er sein über Kreon gefälltes Urtheil zurücknimmt (669 ff.); aber seine, wie er nicht anders denken kann, wohlbegründete Ueberzeugung von dem Thatbestand hält er fest (672. 703). Noch ist in ihm keine Ahnung aufgestiegen, daß er der wirkliche Mörder des Laïos sein könne. Dazu bedarf es eines bestimmten greifbaren Anhaltes, und diesen bietet Iokaste.

Nur oberflächlich eingeweiht in den Streit der Männer und in ihrer Reizbarkeit gegen die Mantik leicht angeregt durch Oedipus' Erklärung, daß Sehermund ihn als Mörder des Laïos bezeichne, erzählt sie als Beweis der Trüglichkeit dieser Kunst, daß Laïos nach einem Götterspruche von seines Sohnes Hand habe sterben sollen, während er thatsächlich durch fremde Räuber auf offener Heerstraße gefallen sei. Die nähere Bezeichnung des Ortes, an einem Dreiwege, ist der Punkt, der in Oedipus die Erinnerung an sein früheres Abenteuer und den ersten Gedanken an die Möglichkeit wach ruft, daß doch der Seher wahr geredet haben könne. Von nun an drängt ihn sein redliches Streben nach Wahrheit unwiderstehlich vorwärts. Mit gewohnter Schärfe erkundet er die näheren Umstände, unter denen Laïos getödtet worden, und je mehr die Anzeichen stimmen, desto weniger wankt er in dem Entschluß, die Untersuchung, die er versprochen, als es sich um einen Fremden handelte, nun da sie gegen ihn selber ge-

richtet ist, gründlich zu führen (765 ff. 859 f.). Er hatte seine Waffe gegen einen fremden Wanderer geführt, aber kein Gedanke regt sich in ihm, daß ihn das entschuldige, wenn sich nun herausstelle, daß es Laïos gewesen sei. Vielmehr betrachtet er in seinem sittlichen Ernste die That unter dem Gesichtspunkte der erschwerenden Momente, die später eingetreten sind, und sich selber fühlt er in dem Banne des Fluches, den er über den Mörder ausgesprochen hat [1]). Je unumwundener aber Oedipus bereit ist, die That in der Schwere, die ihr nachträglich eingetretene Umstände gegeben haben, anzuerkennen und die volle Verantwortung für sie auf sich zu nehmen, je rücksichtsloser sein Eifer in der Enthüllung ist; um so weniger

---

1) 813 ff.:

Wenn nun Laïos
Jemals Gemeinschaft hatte mit dem Fremdlinge:
Wo mag der Menschen Einer unglückseliger,
Wer könnte gottverhaßter sein, als Oedipus?
Den nicht ein Gastfreund noch ein Bürger dieser Stadt
In seine Wohnung nehmen, noch ansprechen darf,
Nein, aus dem Hause stoßen muß! Und Keiner sonst,
Ich selber habe diesen Fluch auf mich gelegt.
Des Todten Gattin wird befleckt in meinem Arm,
Der ihn zu Boden streckte. Bin ich nicht verrucht?
Nicht ganz und gar verworfen?

Ich setze diese Verse hierher, weil Geffers den Schluß, wie es scheint, übersehen hat, da er a. O. p. 17 den Oedipus anklagt, daß ihm die aufgehende Einsicht, den Laïos erschlagen zu haben, nur eigennützige Sorgen anrege. Daß ihn auch um seiner selbst willen diese Einsicht mit Bangigkeit erfüllt, wird doch wohl in seiner doppelt verzweifelten Lage nicht von Selbstsucht zeugen.

wird ihm daraus ein Vorwurf erwachsen, daß ihn die Größe des Unglücks, dem er entgegengeht, und die Mahnung des Chores (834 f.) in der eigenen Sache vorsichtiger machen, als er es gegen Teiresias und Kreon war (636—847). Hat er mit raschem Urtheil den Punkt erfaßt, der ihn stürzen kann, wie sollte er übersehen, was ihn zu retten vermag?) [1]). Gedulden will er sich, bis jener Begleiter des Laïos, der aus dem Kampfe am Dreiwege entronnen war, seine Befürchtung entweder entkräftet oder bestätigt. Doch erfahren wir durch Jokaste, wie gering seine Hoffnung ist (911 ff.). Eine namenlose Bangigkeit hat sich seiner bemächtigt. Aber an die Möglichkeit, daß auch die weiteren noch furchtbareren Eröffnungen des Teiresias wahr sein könnten, denkt er nicht. Er hält sich noch immer für den Sohn des Polybos und der Merope. Auch hier bedarf es eines ganz bestimmten und greifbaren Anhaltes, der ihm bis jetzt nicht geboten worden ist. Als Teiresias die erste Andeutung hierüber gab, hatte Oedipus bereits dessen sinnlosen und unverkennbar im Zorne hingeworfenen Reden (404 f.) sein Ohr verschlossen (365). Er gibt zwar dem Seher noch Rede und Antwort, aber mehr mechanisch, wie es Menschen thun, deren sich ein bestimmter Gedankenzug bemächtigt hat, den sie fortspinnen, auch während sie anderen Dingen eine halbe Aufmerksamkeit zuwenden. Nur die Erwähnung seiner Eltern erregt unwillkürlich seine ganze Aufmerksamkeit (435—437) [2]), aber nur vorübergehend; die

1) Vgl. Schöll, Einleitung zur Uebersetzung S. 8.

2) Die frühere Frage: „von wem du stammest, weißt du das?“ (415) hat er unter den anderen zweideutigen und räthselhaften Reden des Sehers nicht verstanden oder nicht beachtet.

unverständliche Antwort des Teiresias (438) läßt ihm diese Aeußerung ebenso sinnlos erscheinen wie die früheren und bestärkt ihn neuerdings in seinem Vorhaben, der Reden des Sehers nicht weiter zu achten.

So können wir es nur natürlich finden, daß die aufkeimende Einsicht in den einen Theil der Eröffnungen des Teiresias den Gedanken, daß auch der andere Theil schon erfüllt sein könne, nicht mit sich führt. Aber seine Sicherheit ist von Grund aus erschüttert. Ist er der Mörder des Laïos, so hat nicht Apollon ihn nach Theben geführt, so war sein ganzes Leben in diesem Lande ein großer Irrthum, so war Alles nur eitler Schein, was er für ein hohes Glück gehalten hatte. Er sieht sich zurückgeworfen in jene Schreckensstunde in Delphi (823 ff.), an die ihn nun auch das früher kaum beachtete und unverstandene Wort des Sehers mahnt (966). Sein Glaube an die Wahrhaftigkeit des Götterwortes ist unerschüttert; wie einst in Delphi, so regt sich auch jetzt nicht der leiseste Zweifel. Daher jenes „rührende Entsetzen", das ihn erfaßt bei dem schüchtern auftauchenden Gedanken, er könne aus dem Ruin seines Glückes in Theben in seine frühere Heimat zurück sich flüchten [1]); daher die bange Angst, die seinen Geist beirrt und sein Gemüth beklemmt (914 ff.); und daher wieder die freudige Ueberraschung Jokastes über die

1) 830 ff.:
Ihr Götter, ewig reine Macht! O mög ich nie,
Nie diesen Tag schau'n! Mög' ich aus der Sterblichen
Anblick zuvor entschwinden, eh' ich sehen muß,
Daß solches Unheils grause Schmach mein Leben drückt!

Meldung des Boten vom Tode des Polybos und ihre Hast, den Oedipus diese Botschaft wissen zu lassen (941 ff.).

Wie nun Oedipus diese Botschaft empfängt, da erpreßt ihm allerdings der anscheinend offenkundigste Widerspruch, in dem der Orakelspruch mit den Thatsachen steht, einen Zweifel. Aber es ist ein Zweifel, zu dem ihn unter unverkennbarem innerem Kampfe schlagende Gründe der Vernunft drängen, nicht ein solcher, in dem sich ungläubiger oder leichtfertiger Sinn bekundet. „Weh, weh!“ ruft Oedipus aus, „warum denn, mein Gemahl, beachten wir den Seherherd in Pytho, was die Vögel noch, die droben rauschen, die verkündet, daß ich einst den eignen Vater tödten soll? Ihn birgt der Schooß der Erde nun als Todten; und ich weile hier, kein Schwert berührt' ich“ (964 ff.) [1]).

Ja mitten im Zweifel kann Oedipus seinen Glauben nicht verleugnen, der in spitzfindiger Deutung einen Ausweg sucht (969 f.) und trotz der Richtigkeit eines Theiles der Orakeldrohung an dem anderen Theile derselben festhält (984 ff. 988. 1007). Gewiß kein Vorwuf, der dem Oedipus gemacht worden, ist weniger gerechtfertigt als der, daß ihm der rechte Glaube fehle, daß er die Götter nicht achte und nicht eben viel von ihrem Wissen halte [2]). Das muß unsere Darstellung jedem Zweifel entrückt haben. Freilich ist er nicht von jener bequemen Ergebung in den Willen der Götter beseelt, die der

1) Vgl. Dronke a. O. S. 76. Schmalfeld a. O. S. 7.

2) Kock, Zusammenhängender Commentar u. s. w. S. 24. 43. Geffers a. O. p. 13. Lorenz, Ueber Composition, Charaktere, Idee des Sophokleischen „König Oedipus“. Soest 1857 S. 17. Karl Herquet, Ueber die Idee des Oedipus auf Kolonos. Marburg 1859 S. 27.

eigenen Vernunft wie der eigenen Thätigkeit sich ganz und gar begibt; und wenn nur das die rechte Frömmigkeit ist [1]), so müssen wir sie allerdings dem Oedipus absprechen, aber nicht blos diesem, sondern jedem tragischen Charakter. Der Seherkunst gegenüber ist seine Haltung nicht reservirter als die des gewiß frommen und gläubigen Chores, der ja auch zwischen göttlichen und menschlichen Sehersprüchen zu scheiden weiß (498 ff.) und „den Gründen der Vernunft gegenüber eines Sehers Angaben zu viel Gewicht einzuräumen" für bedenklich hält (504 ff.). Nur auf die falsche und trügerische Seherkunst schmäht Oedipus.

Durch den Boten von Korinth erfährt nun Oedipus, daß Polybos und Merope nicht seine Eltern waren, daß der Bote selbst ihn einst von einem Hirten des Laïos empfangen und dem kinderlosen Königspaare übergeben hat. Man sollte denken, nun müsse es in der Seele des Oedipus tagen: Apollon hatte ihm verkündet, er müsse Mörder seines Vaters und Gatte seiner Mutter werden; der Bote will ihn als Kind mit durchschnürten Füßen von einem Hirten des Laïos empfangen haben; Iokaste hatte erwähnt, daß Laïos so seinen Sohn ausgesetzt habe; den Laïos hat er höchst wahrscheinlich erschlagen und seine Wittwe hat er geheirathet. Es gehört, so scheint es, nur eine sehr geringe Combinationsgabe dazu, dies Ganze zu überschauen und den Zusammenhang zu erkennen. Oedipus erkennt ihn nicht, ahnt ihn nicht (1062 f. 1080 ff.). Ist eine solche Verblendung, wenn sie nicht auf

1) Kolster a. O. S. 246 f. Geffers a. O. p. 11. Vgl. dagegen Schneidewin, Philologus 5. 1850 S. 371.

übernatürliche Weise verhängt ist, denkbar, ist sie psychologisch erklärbar? Oder müssen wir zugestehen, daß der Dichter unter Preisgebung der psychologischen Wahrscheinlichkeit die künstliche Verzögerung der Katastrophe überspannt habe?[1]) Erwägen wir doch zunächst, wie viel peinvoll Spannendes und furchtbar Aufregendes für Oedipus in allem zuletzt Erlebten gelegen war: drückende Sorge und Rettungseifer, Zorn, Argwohn und Erbitterung, quälende Gewissensangst und Verzweiflung, Enttäuschungen und Ueberraschungen der grellsten Art haben seine Seele durchstürmt. Nun eröffnen die letzten Angaben des Boten von Korinth seinem Geiste eine Fernsicht, in der er den festen Punkt entdeckt, an den er anknüpfen muß, um gründlichen Aufschluß zu erhalten über all die Wirrnisse und Räthsel, die ihn wie ein Netz umsponnen haben. Es ist derselbe Punkt, mit dem all diese Wirnisse begonnen haben, die Antwort auf die Frage nach seiner Herkunft. Auf diesen Punkt steuert er los und übersieht dabei, was ihm zunächst vor den Füßen liegt. Wir kennen schon diese seine Art, die hier um so mehr sich geltend macht, je größer die geistige Spannung war, in der ihn die letzten Stunden erhalten haben. Außerdem ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß gerade der Umstand, der am geeignetsten war, die Gedanken des Oedipus auf die rechte Fährte zu leiten, in einem Zusammenhang ihm an die Hand gegeben wird, daß er ihn leicht überhören konnte[2]). Mit durchschnürten Füßen hat den

---

1) J. L. Klein, Geschichte des griechischen und römischen Dramas 1. S. 340 ff.

2) Schöll, Einleitung zur Uebersetzung S. 10.

Oedipus der Diener des Polybos von einem Hirten des Laïos empfangen und mit durchschnürten Füßen ist der Sohn des Laïos ausgesetzt worden. So hatte Jokaste erzählt (718); aber in ihrer Erzählung geht diesem Umstande die für Oedipus so bedeutungs- und beziehungsvolle Erwähnung des Dreiwegs vorher (716), die fortan alle seine Gedanken gefangen hält und nur eine halbe und zerstreute Aufmerksamkeit auf den Rest der Erzählung zuläßt. „Ueber dem Einschlagen des einen Zugs mochte ihm ganz wohl die flüchtige Nennung des andern entgehen, der keinen solchen Erinnerungsbezug für ihn hatte.“ Auch dies ist uns an Oedipus nichts Neues und psychologisch wohlbegründet.

Der alte Diener des Laïos kommt und nun zeigt sich noch einmal in den scharf auf das Ziel berechneten Fragen des Oedipus der kühne und rücksichtslose Muth seiner Wahrheitsliebe und die durchdringende Kraft seines Verstandes im glänzendsten Lichte. Je mehr ihm die schreckliche Gewißheit aus den zögernden Angaben des Alten einleuchtet, um so fester und energischer strebt er nach ihrem ganzen und vollen Besitz. Sobald er ihn erlangt hat, stürzt er, sein Grauen in wenige Worte pressend, fort zur Sühne. Doch ist es seine sittliche Entrüstung nicht allein, was ihn zur Sühne treibt. Zwar an seinem opferschweren Entschluß in Delphi und an dem Entsetzen, das ihn erfaßte, als er nach Jahren wieder vor die gleiche Möglichkeit gestellt war, wie einst in Delphi, können wir den sittlichen Abscheu ermessen, der ihn gleich im ersten Augenblick der Erkenntniß erfüllte. Gleichwohl tritt der im ersten Akt der Sühne zurück und bis zur Wuth gesteigerter Zorn ist es, was seine Hand bewaffnet gegen seine Augen (1252 ff.), Zorn über

seine physische und geistige Blindheit (1271 ff.) [1]. Seit jenem verhängnißvollen Worte eines Genossen seiner Jugend hatte er frei von jedem selbstsüchtigen Interesse, in der besten reinsten und edelsten Absicht und, wie es schien, mit so wohlbegründeter Zuversichtlichkeit über die Sittlichkeit seiner Handlungen gewacht. Wenn irgend Einer, so durfte er das Vertrauen hegen, daß seine Thaten nicht andere seien, als er wußte und daß er nur von dem unbestreitbaren Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch mache, wenn er sein sittliches Bewußtsein dem böswilligen Zweifel und der Verunglimpfung gegenüber aufrecht erhielt. Wäre seine sittliche Ehre so unbefleckt gewesen, wie sie es ihm schien, so würde sie aus diesem Kampfe um so glänzender hervorgegangen sein. War sie es aber nicht, so mußte sie auch mit um so größerer Schmach bedeckt erscheinen, je entschiedener und hartnäckiger er sie vertheidigt und je größeres Unrecht er in der Selbstvertheidigung Anderen angethan hatte. So gesellt sich zu dem sittlichen Abscheu auch noch die tiefste Beschämung und stachelt ihn in der ersten Betäubung der plötzlich und daher mit um so größerer Gewalt einschlagenden Ueberführung zu Zorn und Wuth gegen seine Augen, die ihm ihren Dienst versagt haben. Der Zorn entlädt sich in der Blendung und es bleibt der überwältigende Abscheu vor den unnatürlichen Freveln, bleibt der tiefste Seelenschmerz über die Schuld, zu der er offen und unumwunden sich bekennt vor allen Kadmeiern (1287 ff., 1317 f.), bleibt das Bewußtsein, daß er der schreiend ver-

---

1) Vgl. C. Thirlwall, Philologus 6. 1851. S. 95. Schöll, Gründlicher Unterricht u. s. w. S. 240.

letzten Natur als Sühne schuldete, was er selbst über sich verhängt hat [1]).

Und das ist auch die Meinung des Dichters, daß durch die freie und volle Anerkennung der Schuld und die selbstgenommene Strafe dem ewigen Rechte der sittlichen Weltordnung genug gethan sei. Wenn Oedipus selber im Sinne der Weisung des Apollon (100 f. 306 ff. 1440 f.) noch verlangt, aus dem Lande gestoßen zu werden (1340 ff. 1410 ff. 1436 f.), so ist diese Forderung zwar in Uebereinstimmung mit den herrschenden Anschauungen über die Sühne von Blutschuld und Oedipus bleibt darin nur seiner früheren Annahme treu, daß ihn Tod oder Verbannung treffen müsse, wenn man auf die Bezichtigung des Teiresias höre (658 f. 669 f.), oder er wirklich der Mörder des Laïos sei (817 ff.) [2]). Allein als wesentliches und nothwendiges Moment der Sühne darf gleichwohl die Verbannung aus Theben nicht gelten [3]). Sie wird

---

1) 1369 ff.:

Daß also nicht das Beste mir erkoren ward,
Das lehre du mich nimmer, noch gib weiter Rath.
Denn sage mir, mit welchen Augen sollt' ich einst
Anschau'n den Vater, angelangt in Hades' Haus,
Und wie die arme Mutter, nun an beiden ich
Verübte, was noch Schlimm'res als den Strang verdient?

2) Sicherlich irrt Kolster, wenn er das Verlangen des Oedipus, aus dem Lande verbannt zu werden, blos auf „das sehr begreifliche Gefühl" zurückführt, die Entfernung aus einer Gegend zu suchen, welche der Schauplatz seiner entsetzlichen Thaten gewesen war. A. O. S. 256.

3) Schöll, Gründlicher Unterricht u. s. w. S. 241. Wenn L. Schmidt a. O. S. 231 sich nur so weit von Schöll trennt, hat er gewiß Recht,

von Niemand als nothwendig angesehen, weil es Jedermann, außer Oedipus selbst, scheinen mußte, daß er durch die härteste Strafnahme schon weit über die Sühne hinausgegangen sei, die er schuldete (1368). Dieser Ansicht war auch Kreon, der allein die formelle Genugthuung für die Familie des Laïos und die Stadt zu fordern berechtigt war, sonst hätte er es, da Apollon so deutlich gesprochen hatte, trotz all seiner Vorsicht nicht für nöthig erachtet, noch einmal anzufragen (1438 f. 1442 f. 1518). Aber wenn auch nicht Verbannung als Theil der Sühne, so war doch die Auswanderung des Oedipus nach der Absicht des Dichters für die Zuschauer unzweifelhaft. Diese Bedeutung hat die Prophezeiung des Teiresias, daß Oedipus ein Blinder und ein Bettler ziehen werde in fremdes Land, voraus die Wege tastend mit dem Wanderstab (454 ff.); diese Bedeutung hat eben jene Wendung, daß Kreon neuerdings in Delphi anfragen will; denn es lag für den athenischen Zuschauer so nahe, die Antwort des Apollon auf die erneute Anfrage mit der Verehrung des Oedipus als chthonischen Gottes in Kolonos in Beziehung und Zusammenhang sich zu denken [1]). Und diese Bedeutung hat schließlich auch die Vorahnung des Oedipus (1455 ff.):

Doch weiß ich so viel: keine Krankheit wird mich je,
Noch Andres tödten; nie ja, schon dem Tode nah,
Wär' ich gerettet, harrte mein nicht schweres Leid. [2])

---

nur muß entschieden festgehalten werden, daß die wirkliche Selbstbestrafung des Oedipus, seine Blendung, allerdings vom Dichter als „eine gebotene sittliche Nothwendigkeit" gemeint ist.

1) K. O. Müller, Aeschylos Eum. S. 170 ff.

2) Natürlich kann und darf diese Ahnung nicht als eine Erinnerung

Ihm selber freilich durfte sein wunderbarer Hingang nicht als eine Verherrlichung im Tode, sondern nur als letzter Akt der Sühne erscheinen; daher er sein Hinscheiden als ein schweres Leiden ahnt. Aber für den sagenkundigen Athener war diese Ahnung trotz des Ausdruckes „harrte mein nicht schweres Leid" und trotzdem, daß Oedipus sich als dessen Schauplatz den Kithäron denkt, eine nicht miszuverstehende Hindeutung auf eben jene Verherrlichung im Tode auf Kolonos. Wie der Dichter des Faust dem Zuschauer zur Sänftigung seiner aufgewühlten Gefühle ausdrücklich bestätigt, daß der Himmel durch den Reuewahnsinn Gretchens versöhnt sei, so eröffnet Sophokles in dem, was er von der Zukunft des Oedipus in den Schluß der Tragödie mischt, eine heitere Fernsicht, auf der der Zuschauer seinen Blick ruhen lassen kann mit einiger Milderung des erschütternden Eindrucks, den das Loos des Helden macht.

Die übrigen Gestalten des Dramas gruppiren sich um den Hauptcharakter, indem sie mit irgend einer Seite desselben in gegensätzlicher Berührung stehen. Die gegensätzliche Berührung zunächst, in die der Dichter den Oedipus mit Kreon gesetzt hat, ist keineswegs die einfache und allgemein gehaltene, wie sie sich die Kunstkritiker fast ausnahmslos gedacht haben. Weil Ungestüm, Unbedachtsamkeit, Zuversichtlichkeit Grundzüge im Charakter des Oedipus sind, glaubte man in Kreon ein

---

angesehen werden an jenen Orakelspruch, der im Oedipus auf Kolonos ein bedeutsames Motiv bildet, daß Oedipus im Haine der Eumeniden Frieden finden werde.

Gegenbild sehen zu müssen, das in den allgemeinsten Umrissen die direct entgegenstehenden Eigenschaften aufweise: Ruhe, Besonnenheit, Bescheidung [1]). Abgesehen davon, daß durch einen solchen Gegensatz der Charakter des Oedipus in stärkeren Schatten gestellt wäre, als nach unserer Ansicht und Darstellung in der Absicht des Dichters lag, bekundete sich darin sogar ein doppelter Mangel in der Charaktergestaltung, der sich in den Werken des Sophokles sonst nicht zeigt. Zunächst ist es nicht seine Art, die Charaktere in abstrakter Allgemeinheit zu halten, wenigstens nicht in dem Grade, wie jene Auffassung voraussetzen würde. Gewiß hatte Schiller im Ganzen und Großen Recht, wenn er fand, daß im Vergleich zum neueren Drama die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger ideale Masken seien. Allein er fügt doch zugleich hinzu, daß die Charaktere der griechischen Tragödie bloßen logischen Wesen ebenso entgegengesetzt seien als bloßen Individuen [2]). Zweitens aber pflegen bei Sophokles ebenso wie bei den modernen dramatischen Dichtern die Figuren, die sich um den Hauptcharakter gruppiren, diesem und sich selber unter einander zur Folie zu dienen, indem sie mit dem Hauptcharakter wesentliche Berührungspunkte gemein haben und nur auf dieser gemeinsamen Grundlage in entgegengesetzter Richtung auseinandergehen [3]). Beides wird sich uns an den Cha-

1) Philipp Mayer a. O. S. 19 ff. Lorenz a. O. S. 11. Thirlwall a. O. S. 95. Wilhelm Jordan, Einleitung zur Uebersetzung S. 17. Manso, Anhang zur Uebersetzung. Gotha 1785. S. 133.

2) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe 1. S. 286.

3) Göthe fordert von den Charakteren, daß sie zwar bedeutend von einander abstehen, aber doch immer unter Ein Geschlecht ge-

rakteren aller drei Stücke und sofort auch an Kreon bestätigen.

Wie Oedipus so ist auch Kreon nicht unzugänglich für den Zauber, der im Besitze der Macht liegt. Aber während Oedipus Held und König im besten Sinne des Wortes ist, dem seine Herrscherpflichten ebenso heilig sind, wie seine Herrscherrechte, der mit großem Sinn und Herzen das Scepter führt über sein Volk und dem dafür, ohne daß er danach ausschaut, das liebevollste Vertrauen als freie Gabe entgegengebracht wird; gibt Kreon mit der untergeordneten Rolle des hohen Gönners sich zufrieden, läßt sich von der Rücksicht auf Geltung bei den Bürgern leiten, ist ängstlich besorgt um seinen guten Ruf und freut sich der Popularität, die er genießt (583 ff. 519 ff. 576 f.). Der Dichter hat keinerlei Anlaß zu der Meinung gegeben, daß jenes Räsonnement, mit dem Kreon den Verdacht des Oedipus entkräften will, auf Selbsttäuschung beruhe oder gar Heuchelei sei. Wir müssen also annehmen, daß Kreon nicht etwa, in die Verhältnisse sich besonnen fügend, das Bedürfniß, den angeborenen Herrscherberuf zu üben, in Resignation herabgestimmt habe, sondern daß die Rolle des Gönners, in der er sich gefällt, seiner ganzen Denkweise angemessen sei.

Ferner ist Kreon wie Oedipus eifrig bei seinen Pflichten für das Allgemeine und er genießt deßhalb das Vertrauen des Königs, der in wichtigen Geschäften sich seiner bedient. Aber er kennt nicht den unwiderstehlichen Drang des Oedipus, was

---

hören. Briefwechsel mit Schiller 1. S. 289. Vgl. R. Zimmermann, Aesthetik 2. § 633.

seine Pflicht ist, unter allen Umständen zu thun; sein Eifer erlahmt in schwierigen Verhältnissen. Nach dem Tode des Laïos stellte er zwar, wie ihm zukam, Forschung an nach dem Mörder (567), aber die augenblickliche Noth ließ ihn davon abstehen (130 f.), und obwohl man vermuthete, der Mörder möge von Theben aus gedungen sein (124—126), fiel es ihm auch nach Beseitigung der Noth nicht ein, die Sache in Anregung zu bringen, gab vielmehr das ganze Ereigniß so sehr der Vergessenheit anheim, daß Oedipus erst nach Jahren davon Kunde erhält (112 ff.). Der Tadel, den Oedipus darüber ausspricht (255 ff.), trifft in erster Linie Kreon.

Wie aber Kreon weniger durchgreifend ist in Erfüllung seiner Pflicht, so überhaupt weniger entschieden und sicher in seinem ganzen Denken und Thun, das überall das Gepräge der Mäßigung trägt; doch nicht, wie man wohl meint, jener Mäßigung, in der der Grieche den Inbegriff der höchsten menschlichen Vollkommenheit sah, die Bescheidung in der Größe, wie sie Odysseus dem Aias gegenüber bewährt. Vielmehr ist der Mäßigung und Vorsicht Kreons ein Element der Schwäche beigemischt. Scheu vor Verantwortung und Liebe zur Bequemlichkeit sind es im Grunde, die ihm die Aufgabe des Herrschers als eine so wenig wünschenswerthe erscheinen lassen (584 ff. 591); und die gleiche Scheu vor Verantwortung ist mit wirksam bei jener Vorsicht, die ihn noch einmal in Delphi anfragen heißt. Am liebsten wäre es ihm eben, des eigenen Entschließens überhoben zu sein und nur nach dem bis in's Einzelne genau ausgesprochenen Willen der Götter handeln zu können. Ihm selber ist es nicht bewußt, daß die Schwäche einen Antheil an seiner Resignation und seinen allerdings sehr

klugen und vernünftigen Ansichten und Grundsätzen hat. Daher stellt er sie mit einer gewissen Selbstgefälligkeit als allgemein giltige hin, wähnend, sie müßten Jedem einleuchten und an Beweises Statt angenommen werden. Und darum wieder holt er in seiner Beweisführung, des Oedipus scharfe und in „gemessenem Gange" vorschreitende Inquisition nachahmend, so weit aus (577 ff.); er meint dadurch eine recht unerschütterliche Grundlage für seine Schlußfolgerung zu gewinnen. Einem Oedipus hätte diese Art in friedlichen Verhältnissen und gleichgiltigeren Dingen nur ein ungläubiges Lächeln abgezwungen; in der herrschenden Aufregung, und da es sich um höchst wichtige Angelegenheiten handelt, muß sie ihm gründlich zuwider sein [1]) und kann ihn in seinem Verdachte nur bestärken (545 f. 618 ff.). Daß der Dichter eben zu diesem Zwecke dem Charakter Kreons jene für Oedipus unverständlichen, ihn abstoßenden Elemente beigemischt habe, liegt auf der Hand. Doch dürfen wir uns das Verhältniß zwischen beiden Männern nicht als schon längst getrübt denken und nicht annehmen, daß Oedipus in seiner Entrüstung über Kreon einem lange gehegten, aber unterdrückten Uebelwollen Luft mache. In dem ungestörten Gange gewöhnlicher Verhältnisse verhinderten jene Elemente ein gutes Einvernehmen und freundschaftliches Zusammenleben nicht (581. 590. 597 f.). Da wirkten Kreons verträgliche und von einem allgemeinen Wohlwollen beseelte Natur, sein gerades und verständiges Wesen, seine behutsame Haltung entgegen. Der Chor bezeugt ihm dies (652) und wir lernen ihn so in der Tragödie kennen. Er ist schwer

1) Vgl. Schöll, Einleitung zur Uebersetzung S. 6.

und nur durch die schroffste und unverdienteste Behandlung aus seinem Geleise zu bringen und zu einem energischen Worte zu treiben (630). An dem Verdachte, den Oedipus gegen ihn hegt, erscheint ihm das als das Gravirendste, daß er die allgemeine Noth dazu solle ausersehen haben, seine Ernte zu halten (515 ff.). Obwohl schwer beleidigt von Oedipus und tief gekränkt, bewährt er sich doch in der Noth als treuen, dienstfertigen, uneigennützigen Freund, der in gemüthlicher Theilnahme mit dem Leid seines Königs bereit ist, Böses mit Gutem zu vergelten (1422 ff. 1476 f.). Doch kann er freilich auch hier dem Tone selbstgefälliger Ueberlegenheit nicht entrathen (1445. 1516. 1520. vgl. 569). Oedipus fühlt ihn in seiner Zerknirschung nicht oder nimmt ihn als wohlverdient in Demuth hin.

Teiresias scheint auf den ersten Blick wegen des gattungsmäßigen Gepräges, das ihm sein Seherberuf aufgedrückt hat, wenig mit Oedipus gemein zu haben, doch wird es sich lohnen, ihn darauf anzusehen, ob nicht auch er dem Hauptcharakter zur Folie diene und zur Beleuchtung desselben von Bedeutung sei.

Auch Teiresias ist wie Oedipus eine jener gewaltigen Gestalten des Heroenzeitalters, ausgestattet mit der gleichen Kraft des Geistes und der gleichen Energie des Affects. Während aber dem Oedipus der Drang inne wohnt, seine Kräfte handelnd nach außen zu bethätigen, hat sie Teiresias auf innere Geistesarbeit gewandt. Er ist einer jener Männer, die mit durchdringender Schärfe des Geistes einen ungewöhnlichen Feinsinn für die Beobachtung verbanden [1]) und durch glänzende

1) Ich erinnere an die Sage, daß von Schlangen ihm die Ohren gereinigt und so der Gesang der Vögel ihm verständlich geworden sei.

Proben ihrer so gewonnenen Kenntniß der Zukunft zu dem Glauben an die Möglichkeit übernatürlicher Wissenschaft und an gottbegeistertes Seherthum den Grund legten. Sein hervorragendster Zug ist stolze Zuversicht, gegründet auf hohes Standesbewußtsein (356. 369. 461 f. 410). Die Zuversicht hat er mit Oedipus gemein. Nur ist sie in Oedipus eine unmittelbare, natürliche Folge seiner geistigen und körperlichen Kraftfülle und ist gepaart mit jener Unbefangenheit der Schätzung seines Werthes, die eben so weit entfernt ist von Bescheidenheit wie Selbstgefühl, in der vielmehr Bescheidenheit und Selbstgefühl gleichsam gebunden sind (393 f. 441. 629) [1]). Daher hat verletzter Stolz keinen Antheil an seiner Entrüstung, wohl aber einen sehr bedeutenden an dem Zorne des Teiresias, der einmal angeregt eben so heiß in ihm wogt, wie in der Brust des Oedipus. Teiresias möchte schweigen, aus wohlwollender Rücksicht für Oedipus schweigen; aber nur die erste Eröffnung, daß Oedipus der Mörder des Laïos sei, wird ihm abgedrungen. Gar bald bietet er an, was er verschweigen wollte, und zwar in der Absicht, um zu kränken und für die Verhöhnung seiner Kunst durch eine neue aus ihr geschöpfte Enthüllung sich zu rächen (364 ff.). Deutlicher lassen die Schlußworte der letzten zusammenfassenden Rede des Teiresias erkennen, daß nicht blos das erlittene Unrecht, sondern

---

1) Andere nennen ihn, was er nicht ist, eitel und dünkelhaft: Geffers a. O. p. 12 f. Joh. Aloys Capellmann, Die weiblichen Charaktere bei Sophokles. Bonn 1865 S. 38. Nicht zu übersehen ist, daß Oedipus an den angezogenen Stellen nur deßhalb betont, was er als seinen Werth erkennt, weil er angetastet und herabgesetzt ist oder zu sein glaubt.

ebenso sehr verletzter Seherstolz seinen Zorn angefacht hat, 461 ff.:

Und nun geh' hinein,
Dem nachzusinnen: wenn du mich auf Lügen triffst,
Dann sage, völlig mangle mir die Seherkunst.

Größere Schwierigkeiten bietet der Charakter Jokastes; wenigstens ist es bisher der Kritik nicht geglückt, den richtigen Gesichtspunkt in Beurtheilung dieses dramatischen Charakters zu gewinnen [1]). Insgemein bezeichnet man Jokaste als ein gränzenlos leichtsinniges Weib, das selber gedankenlos in den Tag hineinlebe und Andere als Anhänger seiner entsetzlich leichtfertigen und ungläubigen Weisheit zu werben suche. Und nicht blos in ihren Grundsätzen trage Jokaste eine sträfliche Leichtfertigkeit zur Schau, sondern habe dieselben auch in ihrem Vorleben bewährt und bewähre sie noch. Aus Sinnlichkeit habe sie trotz der Warnung Apollons dem Ansinnen des Laïos nicht widerstanden, aus Gefühllosigkeit sei sie bereit gewesen, ihr Kind auszusetzen, mit Gleichgiltigkeit habe sie den Tod ihres ersten Gemahls aufgenommen, flatterhaften Sinnes frischweg dem ersten besten Räthsellöser ihre freigewordene Hand angeboten, kalt, lieb- und gefühllos gedenke sie der Ermordung des Laïos, der Aussetzung ihres Kindes u. s. w. [2])

---

1) Dankenswerthe Winke gibt Schöll, Einleitung zur Uebersetzung S. 3.

2) Capellmann a. O. S. 38 ff. Lorenz a. O. S. 13 f. Philipp Mayer a. O. S. 26 f. Schmalfeld a. O. S. 6. Schneidewin, Einleitung z. Ausg. S. 21, dessen Urtheil Nauck vielfach gemildert hat, S. 20. Jordan, Einleitung z. Uebers. S. 11 f., der sogar nicht abgeneigt ist, ihr auch eine bewußte Fortsetzung des Gräuels zuzutrauen.

Ich verzichte darauf, diese Anklagen einzeln zu widerlegen oder zu entkräften, gebe nur das Eine zu erwägen, ob nicht mit dieser Charakteristik die Katastrophe, welche der Dichter über Jokaste hereinbrechen läßt, in Widerspruch stehe. Ein Weib, dessen vorschlagendster Charakterzug Leichtsinn, dessen Triebleben so gemeiner Art ist, kann nicht zugleich ein so empfängliches Gewissen haben und so vernichtender Scham fähig sein, daß ihm das Leben eine drückende Last wird, die es abwerfen muß. Wohl wird auch das leichtsinnigste Weib in Jokastes Lage nicht gleichgiltig bleiben, aber es wird sich nach dem Gesetze seiner Natur über so traurige Verwicklungen hinwegsetzen. Wo hingegen der Abscheu der Natur mit solcher Gewalt sich aufdrängt, daß nur im Selbstmord Schutz dagegen zu finden ist, da müssen auch in der Naturanlage sittlicher Ernst und tiefe Empfindung mit gegeben sein. Möglich, daß beide unter der Einwirkung zerrütteter Verhältnisse und unter dem Drucke widerwärtiger Erlebnisse nicht zur freien und vollen Entfaltung kamen und daß eine natürliche Beigabe von Leichtlebigkeit eine willkommene Zuflucht bot gegen ihre beunruhigenden Regungen; aber fehlen konnte die Empfänglichkeit für diese Regungen nicht und Leichtsinn durfte nicht Grundstimmung des ganzen Wesens sein, wenn die Katastrophe, die im Plane lag, innere Wahrheit haben sollte.

Und so werden wir es thatsächlich bei Jokaste finden, wenn wir uns streng an die Andeutungen des Dichters über ihre Vergangenheit halten. Nach diesen Andeutungen ist weder vorauszusetzen, daß Jokaste vor der Geburt des Oedipus von ihrem Gemahle in den Inhalt des Orakels eingeweiht worden, noch auch daß sie an der Aussetzung ihres Kindes irgend

Schuld hatte. Ihrer eigenen Erzählung, nach der die Schuld der Aussetzung dem Laïos zufällt (717 ff.), wird durch die Angabe des alten Sklaven, daß Jokaste selber das Kind in seine Hände gelegt habe (1173), nicht widersprochen, da es natürlich und wahrscheinlich ist, daß sie eben nur dem Gebote ihres Gemahles gehorchte und Einrede ihr nicht gestattet war [1]). Diese Vorgänge konnten nicht verfehlen, einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihr jugendliches Gemüth zu machen. Auch nach vielen Jahren, als sie bereits mit einem anderen geliebteren Gatten vier Kinder hatte, gedenkt sie jener Aussetzung keineswegs mit Gleichgiltigkeit (855) [2]). Doch mußte sie ihre Empfindungen zurückdrängen. Ein Mann wie Laïos, der sich eigenwillig über die Warnung Apollons hinwegsetzte und eigenmächtig das Orakel zu umgehen suchte, duldete Empfindlichkeit nicht und der Verkehr mit ihm war überhaupt geeignet, edlere Regungen zu unterdrücken. Auf sich gestellt, mußte Jokaste selber sich mit ihnen abzufinden suchen und konnte dies nur, indem sie leicht nahm, was nicht zu ändern war.

Nach Jahren fiel Laïos, wie gemeldet wurde, durch fremde Räuber. Dies Ereigniß rief ihr die Erinnerung wieder wach an den Orakelspruch. Seine Nichterfüllung, der anscheinend

---

1) Vgl. Kolster a. O. S. 243; vgl. auch was Welker gegen die Ausführungen K. Fr. Hermanns hinsichtlich der Euripideischen Jokaste geltend macht, Die griechischen Tragödien II. S. 549.

2) Die Wendung: „So hat's Apollon nicht erfüllt, daß er den Mord an seinem Vater übte, noch daß Laïos das Grause, das ihn schreckte, litt durch Sohnes Hand" (720 ff.) trägt nur den Schein der Kälte an sich; vgl. Nauck z. St.

offenbare Widerspruch der Thatsachen mit ihm mußte ihr Zweifel wecken. War der Spruch wirklich von Apollon ausgegangen und hatte ihn Laïos durch Aussetzung seines Sohnes umgangen, oder war das Ganze nur Trug gewesen? Trug nicht des Gottes sondern seiner Diener (711 f.)? In dieser Unterscheidung zwischen der Wahrhaftigkeit des Gottes und der Trüglichkeit seiner Diener suchte und fand sie einen Ausweg. Und je theurer sie diese Erfahrung erkauft hatte, um so mehr mußte Misachtung der Seherkunst in ihrem Gemüthe Platz greifen.

Durch eine solche Schule des Lebens war Jokaste gegangen, als sie des Oedipus Gemahlin wurde. An der Seite des heldenhaften, edlen und weisen Mannes, der im Gegensatz zu dem starren und eigenmächtigen Laïos Andere gerne neben sich gelten ließ, und zumal seine Gemahlin mit „Liebe und Auszeichnung" behandelte, konnte sie zwar all das Widrige, was ihr früheres Leben beunruhigt hatte, vergessen; aber das Gepräge, welches ihre Seele dadurch erhalten hatte, war nicht auszulöschen.

Ihr Herz ist empfänglich geblieben für Liebe und Theilnahme: innig liebt sie ihren Gatten, die Angst um sein Leid will ihr das Herz abpressen, und als ihr eigenes Unglück schon entschieden ist, mischt sich in ihre Verzweiflung noch die rührende Sorge um sein Wohl (1060 f.). Feinfühlend und theilnehmend mahnt sie die Männer, in der allgemeinen Noth nicht persönlichen Hader anzufachen (634 ff.). Wohlwollend berücksichtigt sie die Wünsche ihrer treuen Diener (763 f.). Die Kraft ihres Geistes hatten die widrigen Verhältnisse nicht zu brechen vermocht, vielmehr hatten sie die Selbständigkeit

des Urtheils gefördert und sie gelehrt, ihre Affecte zu beherrschen. Ihr darf auch ein guter Regent, wie es Oedipus war, Einfluß auf die Angelegenheiten des Staates zugestehen (579 f. vgl. 862). Ihre Einsicht ehren Oedipus und Kreon, indem sie sich vor ihr wie vor einem Richter verantworten (639 ff.). Sie würde nicht, wie Oedipus, sich der Leidenschaft hingeben, sondern sie zu meistern wissen (914 ff.). Gerade hierin aber kam ihr ein Moment sehr zu Statten, durch das sie sich wesentlich von Oedipus unterscheidet. Während Oedipus, wie wir sahen, jene kühne und rücksichtslose Liebe zur Wahrheit besitzt, die vor keiner Schwierigkeit zagt und vor keiner Erkenntniß zurückweicht; hatte Iokaste sich gewöhnt, vor herber Wahrheit die Augen zu schließen und lieber der Selbsttäuschung sich hinzugeben, als durch Aufdeckung des Verborgenen ihre Ruhe sich zu stören. Am wenigsten aber möchte sie versuchen, den Schleier der Zukunft zu heben oder einem gemachten Versuche irgend welchen Einfluß auf ihre Stimmung oder auf ihr Handeln einzuräumen (724 f. 977 ff.). Dem Grundsatze, zu dem sie sich an diesen Stellen bekennt, ist eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen; denn in der That vermag sich der Mensch gegen die Wechselfälle des Lebens nicht zu schützen und es kann an ihn nur die Forderung gestellt werden, jeden gegebenen Fall richtig zu behandeln, d. h. nach bestem Wissen und Können den unmittelbar vorliegenden Umständen gemäß seine Entschlüsse zu fassen, das Uebrige aber der göttlichen Vorsicht zu überlassen. Allein nicht ganz so meint es Iokaste. Sie nimmt, in sehr bedeutsamem Gegensatze zu Oedipus, die Abwägung der gegenwärtigen Umstände nicht ernst genug und getröstet sich allzu leicht der Hoffnung, daß sie das Richtige

treffen werde. Und was noch schwerer wiegt, sie befindet sich dabei im Widerspruche mit den herrschenden religiösen Anschauungen (863 ff.). Ihre Misachtung der Seherkunst stammt zwar nicht aus angeborener Leichtfertigkeit und irreligiösem Sinne, sondern ist ihr durch Erfahrungen herbster Art aufgedrängt worden. Doch ist es auch nicht zu verkennen, daß sie sich, wiederum im Gegensatz zu Oedipus, entschiedener von dem Glauben an die Mantik losgesagt hat, als es ein wahrhaft frommes Gemüth vermocht hätte. Die bloße Erwähnung, daß eines Sehers Wort im Spiele sei, kann sie in Eifer bringen und sie anregen, sich über die trügliche Kunst auszulassen [1]). Und der Widerspruch, auf den sie in dieser Hinsicht bei Oedipus stößt, reizt sie zu frevelnder Verhöhnung des Seherthums (857 f. 946 f. 952 f.).

So dienen alle Nebenfiguren dazu, den Hauptcharakter bestimmter zu zeichnen und die Handlung vollkommener zu begründen; besonders haben alle Elemente in sich, die dem Oedipus unverständlich sind und ihn abstoßen, an denen sich seine Natur reibt und durch die er in seine Verirrungen nur mehr hineingetrieben wird.

1) So erklärt sich die ganz unvorbereitete und unvermittelte Erzählung V. 707 ff. Ohne diese Reizbarkeit gegen die Mantik hätte Jokaste durch die Rede des Oedipus nicht angeregt werden können zu ihrer Erzählung. Denn des Oedipus Aufregung stammt ja nicht aus einer Erschütterung seines Unschuldbewußtseins, die übrigens auch Jokaste unmöglich aus dem was sie gesehen und gehört hatte, zu erkennen vermocht hätte, sondern sie stammt aus Entrüstung über den vermeintlichen Verrath Kreons, als dessen Werkzeug ihm Teiresias gilt (703).

Oedipus auf Kolonos.

Während im König Oedipus alle Bewegung vom Hauptcharakter ausgeht und dieser in der Spannung eines Alles beherrschenden Konflictes die höchste Energie im Handeln entfaltet, wird dagegen im Oedipus auf Kolonos alle äußere Verwicklung der Action durch Andere herbeigeführt und der Hauptcharakter sieht sich nur herausgefordert, den selbstsüchtigen und ehrgeizigen Plänen dieser gegenüber die höchste Energie im Widerstand zu bewähren. Dieser Gegensatz, in welchem der Oedipus auf Kolonos zum König Oedipus steht und der um so auffälliger ist, als der Hauptcharakter in beiden Stücken derselbe ist, hat unstreitig sehr viel dazu beigetragen, daß die Kunstkritik im Oedipus auf Kolonos eine bedeutsame Abweichung von den übrigen Sophokleischen Dramen nach zwei Richtungen hin gefunden hat. Entweder betonte sie, indem sie die Bedeutung des Stückes in dem sich abwickelnden Schicksale des Oedipus als erschöpft ansah, den Mangel an dramatischem Leben und war geneigt, weil die Verwicklung nicht in stetigem und unaufhaltsamem Fortschritt zu einer eigentlichen Katastrophe sich steigere, sondern nur zu einer allerdings reichen psycho-

logischen Entfaltung der Charaktere Anlaß gebe, die Dichtung ein Seelengemälde, nicht aber ein Drama im vollen Sinne des Wortes zu nennen [1]).

Oder es leugnete die Kritik, daß in der Darstellung der letzten Schicksale des Oedipus die Bedeutung des Dramas erschöpft sei und glaubte dieselbe zu erhöhen, indem sie die Dichtung in den allgemeineren Gesichtspunkt eines politischen Antagonismus zwischen Theben und Athen rückte. Aus diesem Gegensatze, dem der persönliche des Oedipus zu Kreon und den Thebanern nur als Vehikel diene, entwickle sich eine Fülle dramatischen Lebens in den einzelnen Scenen, das nicht weniger geeignet sei, das Gemüth des Zuschauers in spannendster Erwartung zu halten, als die planvoll und kunstreich angelegte Verwicklung und Peripetie manches anderen Sophokleischen Stückes. [2])

Mit jenem ersten Urtheil meinten die Kunstrichter nicht gerade einen Tadel auszusprechen gegen den Dichter; oder wenn doch, so fanden sie darin eine willkommene Entschuldigung, daß die furchtbare Tragik des König Oedipus eine Aussöhnung und Milderung der Art, wie sie der Oedipus auf Kolonos biete, verlangt habe. Und indem der Dichter dem

1) K. O. Müller, Geschichte der griechischen Literatur 2 S. 138 f. Schwenk, Die sieben Tragödien des Sophokles S. 121 ff. J. Mähly, Der Oedipus Coloneus des Sophokles, Beiträge zur inneren und äußeren Kritik des Stückes. Basel 1868 S. 22 f. O. Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien S. 29.

2) Gruppe, Ariadne S. 246 f. Lachmann, Ueber Absicht und Zeit des Soph. Oed. Col. Rhein. Mus. 1827. 1. S. 313 ff. Thirlwall a. O. S. 96. Nauck, 5. Aufl. der Schneidewin'schen Ausg. S. 29.

ersten Oedipus diese „Ergänzung und Berichtigung" folgen lassen wollte, habe ihm ebensowenig sein Zweck wie die Beschaffenheit des Mythos erlaubt, neuerdings Sturm und böse Wetter herauf zu beschwören statt des Hauches heiligen Seelenfriedens, der dies süßeste aller seiner Gedichte durchwehe [1]).

Daß mit einer solchen Entschuldigung dem Dichter kein Gefallen erwiesen wird, ist klar. Sie gleicht, um mit Shakespeare zu reden, den Flecken, die man setzt auf kleine Risse und die, da sie den Fehl verbergen, mehr entstellen als selbst der Fehl, eh' man ihn so geflickt. Die da die Entschuldigung vorbringen, nehmen ja an, daß Sophokles Einzeldramen nicht Trilogien gedichtet habe. Indem sie also den Oedipus auf Kolonos in jener Weise entschuldigen, erheben sie Tadel und zwar schlimmeren Tadel gegen den König Oedipus als sie von Oedipus auf Kolonos abzuwenden suchen. Wenn es wirklich wahr wäre, daß dem Oedipus auf Kolonos jene dramatische Verwicklung und Lösung fehle, durch die sich die übrigen Stücke des Sophokles auszeichnen, warum war man nicht eingedenk der gewiß berechtigten Mahnung Welkers, daß man nicht mit theoretischer Einseitigkeit und Einförmigkeit die-

1) Bernhardy Literaturgeschichte II. 2. S. 326 f. Schneidewin, Einleitung z. Ausg. S. 1 f. Mähly a. O., insoferne consequenter als seine Vorgänger, als er sich nicht mit K. O. Müller (S. 138) begnügt, in der Scene mit Polyneikes einen Abfall von dem sonst eingehaltenen Tone der Milde zu erkennen, sondern sie eine unmotivirte Episode nennt und die erschütternden Schlußscenen Theatercoup und Effecthascherei schilt. Vgl. außerdem Dronke a. O. S. 73. Lübker, Die Oedipussage und ihre Behandlung bei Sophokles. Schleswig 1847 S. 14. R. Hamerling a. O. S. 5.

selben Begriffe von göttlicher Weltregierung, von Versöhnung der Gefühle, von Rundung und Einheit im Werke, von anziehender Verwicklung und Entwicklung, von Schönheit der Hauptcharaktere an alle Stücke gleich und auf dieselbe Weise anzuwenden verlangen solle [1]). Allein es ist nicht so, die Tragödie ist kein bloßes Seelengemälde, Oedipus keine zur duldenden Resignation herabgestimmte Gestalt. Gewiß fühlt Oedipus in seinem ganzen Wesen die Wirkungen der Alles beherrschenden Zeit und haben die langen Jahre, die er noch in Theben weilte, im Inneren des Palastes sitzend und in stillen Gram versunken über seine Schuld, läuternd und versöhnend auf ihn gewirkt. Allein er ist doch wesentlich noch jener starke Heros, der er im König Oedipus war, und hat auch im Alter Geistes- und Willenskraft genug sich gewahrt, um unbekümmert um Andere den eigenen Weg zu gehen. Alter und Leiden haben „die Feuernatur" des Mannes nicht auszulöschen vermocht, haben sie nur mit einer dämpfenden Hülle umzogen. Es bedarf nur eines Schlages von außen, der diese Hülle durchbricht, und die alte Gluth der Empfindung wird von Neuem angefacht, die gefesselte Willenskraft wird von Neuem sich regen. Dieser Schlag, von dem gleichsam die Wiedergeburt des Oedipus ausgeht, wird von zwei Seiten geführt, von den Thebanern in der willkürlichen Verbannung und mit Gewalt versuchten Zurückführung, und von seinen Söhnen in der empörenden Impietät gegen ihren Vater. In dem gemischten Gefühle, daß dadurch an ihm selber und an der sittlichen Weltordnung ein schnöder Frevel begangen wird,

1) Die griechischen Tragödien I. S. 98 f.

erhebt sich Oedipus noch einmal zur alten ungebrochenen Kraft seines Pathos. Und dieses Pathos ist deshalb nicht weniger dramatisch, weil es nicht in einem von Oedipus selbst hervorgerufenen drastischen Conflicte zur Entfaltung kommt, sondern in der unerschütterlichen, die höchste Kraft offenbarenden Behauptung eines männlichen Willens.

Freilich würde die Behauptung des eigenen Willens gegen die selbstsüchtigen Bestrebungen Anderer nicht an sich schon in das Gebiet des Erhabenen gehören. Dem eigenen Willen muß eine höhere Berechtigung inne wohnen, als die einfachste und die natürlichste der Selbstbestimmung und der Selbstliebe, und auch die Bestrebungen derer, die ihm entgegenstehen, müssen sich auf höhere Motive wenigstens berufen können, als auf die der Selbstsucht. Und so ist es in dem vorliegenden Falle. Kreon und die Thebaner fahnden nach Oedipus nur um ihre Selbstsucht zu befriedigen, aber sie thun es in der Illusion, als machten sie den Rechtsanspruch geltend, den das Gemeinwesen an den Einzelnen hat. Indem Polyneikes den lebensmüden Alten von seiner ersehnten Ruhestätte fortzuführen sucht, folgt er nur dem selbstsüchtigen Antriebe des Ehrgeizes, aber er kann sich berufen auf das Recht der Erstgeburt und glaubt verlangen zu dürfen, in demselben geschützt zu werden. Oedipus weist beide zurück, zunächst auch um den eigenen Willen dem fremden gegenüber aufrecht zu erhalten. Aber dieser Eigenwille erhält einerseits erhöhte Berechtigung durch die Unlauterkeit der Absichten derer, die ihm widerstreben, und andrerseits höhere Weihe durch den Einklang, in dem er mit dem Willen der Götter steht. Je mehr nun im Verlaufe der Handlung jene Unlauterkeit der Absichten seiner Gegner

an den Tag tritt und je mehr sich dem Oedipus die Ueberzeugung aufdrängt von der Lieblosigkeit der Thebaner, der Feindseligkeit Kreons, der Impietät seiner Söhne, desto fester muß er bei seinem Willen beharren und desto unerschütterlicher wird sein Widerstand. Und je mehr sein Bewußtsein von der bloßen Uebereinstimmung der Götter mit ihm zu der Erkenntniß sich steigert, daß sie die Behauptung seines Willens fordern als Genugthuung für ihn selbst und als Strafe für seine Gegner, desto mehr fühlt sich Oedipus dem persönlichen Streite entrückt und zu der unnahbaren Strenge des göttlichen Richters berufen, als wäre er schon jetzt der reine Dämon, den die kommenden Geschlechter auf Kolonos verehrten.

Wem wird die Handlung, in diesem Lichte betrachtet, arm scheinen an dramatischem Leben und nicht geeignet zu einem selbständigen Drama? Enthält sie nicht sogar alle Keime einer von Scene zu Scene sich steigernden dramatischen Spannung? [1]) Um so entschiedener müssen wir das Urtheil derjenigen Kunstrichter zurückweisen, denen das politische und patriotische Interesse, das sich mit der Handlung verknüpft, als ihr eigentliches Ziel gilt. So gewiß diejenigen sich nicht in Uebereinstimmung mit dem Verhalt der Sache befinden, welche Beziehungen auf die Zeitverhältnisse ganz leugnen möchten [2]), so sicher mishandeln die ein großes Kunstwerk, die sein Ziel in einem zufällig oder absichtlich mit ihm verknüpften

1) Vgl. Philipp Mayer, Ueber den Charakter des Kreon in den beiden Oedipen des Sophokles. Zweite und letzte Abtheilung. Gera 1848. S. 32 f.

2) Schneidewin a. O. S. 32 f. Herquet a. O. S. 13.

äußerlichen Interesse finden. Jene fehlen darin, daß sie die höchste Anforderung der Kunst an ein concretes Werk stellen und das ignoriren, worin es denselben nicht entspricht. Vor einem reinen Kunstgeschmack können allerdings Elemente nicht bestehen, die noch ein anderes als das ästhetische Wohlgefallen erregen. Aber das berechtigt nicht dazu, solche Elemente in einem bestimmten Kunstwerke trotz ihres augenfälligen Vorhandenseins zu leugnen. Wo sie sich finden, hat man sie hinzunehmen wie überhaupt die historischen Bestandtheile einer Dichtung, das Eigenthümliche in der Geistesrichtung, der individuellen Bildung, der Religion und Sitte eines Volkes. Ja man muß sich, um das Kunstwerk auch im Einzelnen nicht halb und darum falsch zu verstehen, liebevoll in sie versenken statt sie abzuwehren. Diese dagegen fehlen darin, daß sie sogar gegen einen vollständigen Abfall von der Kunst noch Duldung üben; denn ein solcher wäre unsere Dichtung, wenn sie ein Ziel außer sich verfolgte, wenn das wirklich Dargestellte nicht blos nicht der nächste und einzige, sondern nicht einmal der hauptsächlichste Gegenstand der Aufmerksamkeit wäre [1]). Daß bei einer solchen Auffassung des Ganzen die Scene mit Polyneikes allerdings eine durchaus unmotivirte Episode wäre, da sie in gar keinem Zusammenhang steht mit dem Ruhme des Theseus und Athens, läßt den Irrthum dieser Kritiker nur in so grellerem Lichte erscheinen.

Versuchen wir es nun mit möglichster Treue, die Grundlage der Handlung und ihren Gang übersichtlich vorzuführen,

---

1) Vgl. Bernhardy, Literaturgeschichte II 2. S. 330. Lübker, Die Oedipus-Sage und ihre Behandlung bei Sophokles S. 21 f.

um zunächst die Hauptfigur näher kennen zu lernen und die leitenden Gesichtspunkte des Ganzen aufzuweisen.

Oedipus hat, wie wir am Schlusse der vorstehenden Abhandlung über den König Oedipus sahen, durch das strengste Urtheil und die härteste Strafe, die er selber über sich verhängte, seine Schuld gebüßt und damit nach der Meinung des Dichters den Vertreter der Familie des Laïos und der Stadt nicht blos der Pflicht entbunden, sondern ihm auch das Recht genommen, noch formelle Genugthuung zu fordern. Eine solche Forderung wird denn auch weder innerhalb der Handlung jenes Stückes gestellt, noch in dem Zeitraume, der zwischen dem Schluß des König Oedipus und dem Ausgangspunkt des Oedipus auf Kolonos liegt. Das letztere Stück knüpft nicht an jene nochmalige Anfrage bei dem Gotte in Delphi an, welche Kreon am Schlusse des ersteren in Aussicht stellt. Weder einer solchen Anfrage, noch einer eingelaufenen Antwort geschieht mit einer Silbe Erwähnung [1]. Wir erfahren nur, daß Oedipus nach Entdeckung seiner Gräuel noch viele Jahre in Theben weilte (437. 441) [2], geschützt, wie gesagt, vor dem Zorne des menschlichen Richters und, wie wir sehen werden, in die Gnade der Götter wieder aufgenommen. In seinem eigenen Bewußtsein ist davon zunächst nur eine Ahnung aufgegangen, die sein beunruhigtes Gewissen soweit versöhnt, daß er das Leben, das ihm in dem ersten wilden Reueschmerze unerträglich schien, wieder lieb gewinnt (437 ff. 768 f.). Aus diesem beschaulichen Leben eines

1) Vgl. Wunder, Soph. Oed. Col. p. 15 f. Kvicala a. O. S. 606.

2) Vgl. Schöll, Einleitung zur Uebersetzung S. 25.

Büßers wird Oedipus herausgerissen durch den Verbannungsbeschluß der Thebaner. Die Dichtung weiß nichts von einem bestimmten Anlaß oder Grund zu diesem Verfahren gegen den unglücklichen Greis. Es wird zwar auf eingeholte Orakelsprüche, die sich auf Oedipus bezogen, hingewiesen (353 f.), allein abgesehen davon, daß über ihren Inhalt keinerlei Andeutung gegeben wird, geschieht dies in einem Zusammenhange, der es außer Zweifel setzt, daß sie nicht vor, sondern nach der Verbannung erflossen sein können. Es kann daher nicht die Absicht des Dichters gewesen sein, das Verfahren der Thebaner als irgendwie gerechtfertigt oder entschuldigt erscheinen zu lassen. Worauf man sich beri f, der alte Vatermord (600 f. 944 ff.), war nur der willkommene Mantel, den man der nackten Willkür umhing, allerdings mit so viel Schein der Wahrheit, daß die eigene Tochter des Verbannten sich täuschen lassen konnte (407) [1]). Auch Oedipus vermochte sogleich bei seiner Verbannung, wie sehr er sie als eine Schmach empfand (428), nicht vollkommen klar zu sehen. Selbst die Lieblosigkeit der Thebaner und Kreons, die sich nicht blos auf den Buchstaben des Gesetzes, sondern auch auf den eigenen Wunsch des Oedipus (431 f.) berufen konnten, erschien gleich Anfangs nicht in jenem grellen Lichte, das die späteren Ereignisse auf sie warfen. Besonders aber lag es nicht sofort klar, welchen

1) Schuldbefleckte verunreinigten nach griechischer Anschauung lebend und todt das Land, in dem sie gefrevelt hatten, weßhalb man sie aus dem Lande verbannte und auch nur in fremder Erde begrub. Wenn nun auch im vorliegenden Falle das Recht, sich auf dieses Herkommen zu berufen, dadurch verwirkt war, daß man den Oedipus Jahre lang in Theben geduldet hatte, so that man es doch, um den Schein zu wahren

Antheil seine Söhne Polyneikes und Eteokles durch sträfliche Duldung an seiner Mishandlung hatten. Bis dahin muß das Verhältniß zwischen ihnen und dem Vater ein ungetrübtes gewesen sein, wenn auch das Behagen in der Gemächlichkeit des Hauses, von dem Oedipus spricht (769), vorzüglich auf Rechnung der liebreichen Pflege seiner Töchter zu setzen ist. Und da bis zur Stunde Kreon das Scepter führte, konnte es scheinen, daß die Söhne ohne Einfluß auf das Volk seien. Als sie dann ihren hilflosen Vater allein in die Fremde ziehen ließen, mochte Oedipus auf andere Weise von ihnen Hilfe und Unterstützung, wenn auch mit geringer Zuversicht, erwarten. So viel scheint aus der Frage, die Oedipus nach seinen Söhnen an Ismene richtet (335), geschlossen werden zu müssen [1]).

Wir begegnen also auch hier wieder, wie im König Oedipus, jener Eigenthümlichkeit in der künstlerischen Anlage, daß das Thatsächliche jenseits der Schwelle der Tragödie liegt, daß aber erst nachträglich jene Momente bekannt werden, unter denen es aufzufassen ist und durch die erst volle Klarheit über

---

1) Vgl. Kolster a. O. S. 262. Jedesfalls darf man aus jener Stelle des König Oedipus, wo Oedipus seine Töchter der Fürsorge Kreons empfiehlt, nicht auch die Söhne (1459 ff.), mit Schöll nicht schließen, daß Oedipus selber die erste Schuld trage an der Entfremdung seiner Söhne (Einleitung z. Uebers. des O. R. S. 39 und sonst); denn wenn auch die Söhne noch klein waren (1511), so ist doch klar, daß die Verschiedenheit der Verfügung über Söhne und Töchter in der Natur der Sache liegt; vgl. Aeschylos Suppl. 718 (Herm.). Oedipus selber lehnt mit gutem Grunde jede Schuld an der Entartung seiner Söhne ab (O C. 1378 f.).

seine Bedeutung, über die Gesinnungen, Motive und Schuld der Handelnden ausgebreitet wird. Noch in Unkenntniß dieser Momente hat Oedipus, wie er vor uns tritt, die tiefe Kränkung, die ihm durch die Verbannung zugefügt worden ist, wieder verschmerzt. Das Ereigniß scheint spurlos an seinem Innern vorübergegangen zu sein und ihm nur durch die neuen Leiden, die es mit sich führte, einen Gewinn an Geduld und Ergebung gebracht zu haben. Kaum eine Aeußerung melancholischer Trauer über den Abstand seines gegenwärtigen Looses von der früheren Herrlichkeit (109 f.) und kaum ein Wort der Klage über seine Hilflosigkeit (198. 202) kommt über seine Lippe. Doch aber konnte alle Geduld und Ergebung in die schweren Leiden seit seiner Verbannung nicht verhindern, daß eine tiefe Sehnsucht nach endlicher Erlösung sich seiner bemächtigte. Diese Sehnsucht und die prophetische Ahnung, daß die Erlösung nicht mehr allzufern sein könne, rufen ihm die Erinnerung an ein altes längst vergessenes Orakel wach, dessen Inhalt in der letzten Zeit seinen Geist beschäftigt haben muß. Als nämlich Apollon ihm jenes Entsetzliche vorausverkündete, da verhieß er ihm zugleich in späten Tagen gastliche Herberge bei ehrwürdigen Gottheiten in fremdem Lande, zum Heil für dessen Bewohner, die ihn aufnähmen, zum Unheil derer, die ihn verstoßen hätten (86 ff.). Sobald er daher aus dem Munde eines Eingeborenen vernimmt, daß er im Haine jener Göttinnen sich niedergelassen, die vorzugsweise die Ehrwürdigen hießen, steht auch sofort sein Entschluß fest, nicht mehr zu weichen (42 ff.). Mit jenem Scharfsinn und jener raschen Combination, die wir an ihm im König Oedipus kennen gelernt haben, die aber dort an der wunderbaren Verkettung der

Dinge zu Schanden wurden, während sie jetzt das Wahre treffen, erkennt Oedipus, sowie nur der Name der Göttinnen, in deren Bezirk er gelangt ist, an sein Ohr schlägt, die göttliche Fügung und Leitung. Nun hat er eine Gewähr nicht blos für seine Hoffnung auf das nahe Ende seiner Leiden (101 ff.), sondern auch dafür, daß er aufgehört hat, ein gottverhaßter Mann zu sein, daß ihn vielmehr die Götter, durch seine Buße ausgesöhnt (104 f.), in ihren Schutz genommen haben (287), und daß ihnen seine Austreibung aus Theben als ein an ihm verübtes Unrecht gilt. Knüpft ja doch der Orakelspruch an seine Verbannung Verderben, an seine Aufnahme Glück und Heil. Nun darf er um so mehr einer milderen Auffassung seiner Schuld Raum geben. Eine solche hatte sich schon in Theben thatsächlich in seiner wiedererwachten Liebe zum Leben offenbart und war ihm dann durch die nachträgliche Verbannung aufgedrängt worden. Gerade als von Anderen seine Schuld ihm vorgerückt, die Nothwendigkeit neuer Buße behauptet und diese mit aller Rücksichtslosigkeit und Härte in's Werk gesetzt wurde, begann er dieser Verurtheilung Anderer gegenüber seine Schuld im Lichte der mildernden Umstände zu betrachten, unter denen sie begangen worden war. Diese Wirkung des Verbannungsbeschlusses der Thebaner auf das Schuldbewußtsein des Oedipus ist psychologisch tief begründet. Wie es keine strengere Probe für die Wahrhaftigkeit der Reue und Demüthigung des Herzens gibt, als wenn sie von Andern gefordert wird; wie auch im Bußfertigsten alsdann die alte böse Selbstliebe sich regt entschuldigend, beschönigend, rechtfertigend: so ist nichts geeigneter, das übertriebene Schuldbewußtsein eines empfänglichen und zarten Ge-

wissens zu mildern, den in Buße und Zerknirschung Ausschreitenden zum richtigen Maß zurückzuführen und ihm seine Schuld in dem Lichte der Wahrheit zu zeigen, als wenn man seine Sühne nicht gelten läßt und den Beruf sich anmaßt, ihm das Gewissen zu wecken.

Zweimal wird Oedipus veranlaßt, diese veränderte Auffassung seiner Schuld zu vertreten. Zunächst dem Chore gegenüber, der entsetzt über das seltsame Unglück des Mannes vor seiner Berührung sich scheut und seinem gegebenen Worte entgegen (176 ff.) nicht dulden will, daß Oedipus bleibe (226). Antigone hat mit ergreifender Beredsamkeit zwar das Mitleid des Chores erregt, aber vergebens versucht, ihn umzustimmen. Doch erhellt aus der Antwort des Chores (254 ff.), daß ihm nicht ein unholder Sinn oder böser Wille, sondern Vorurtheil und Engherzigkeit seine Haltung eingeben und so versucht es Oedipus, ihn dadurch aufzuklären und zu beruhigen, daß er seine Vergehungen im Lichte der Wahrheit darstellt, indem er sie mehr Leiden als Thaten nennt (266 f. vgl. 539). Wenn er aber noch einen Schritt weiter geht und sich auf das Recht der Wiedervergeltung beruft, da seine Eltern, an denen er gefrevelt, ihn gleich nach seiner Geburt dem Tode geweiht hätten (270 ff.), so ist das eine Spitzfindigkeit, der er deshalb besondere Wirkung zutraut, weil der Chor, an dessen Willfährigkeit ihm Alles gelegen ist, eben kurz vorher den gleichen Grundsatz für sich geltend gemacht hat (228 f.). Gerade Menschen, die sich ihrer geistigen Ueberlegenheit über Andere, auf deren Entschließung sie wirken wollen, bewußt sind, verlieren sich leicht in sophistische Beweisführung und indem sie recht in's Schwarze zu treffen glauben, schießen sie über das

Ziel. Es würde daher die Bedeutung jener spitzfindigen Selbstvertheidigung sehr verkennen, wer in ihr Gerechtigkeitsdünkel sehen [1]), oder auch aus ihr nur schließen wollte, daß Oedipus jede Schuld ablehne [2]). Weder hier noch in der Fortsetzung seiner Vertheidigung (521—548) leugnet Oedipus seine wirkliche Schuld. Er spricht sich über sie auch nicht ausdrücklich aus. Allein seine ganze Haltung dem Chore gegenüber gibt Zeugniß von seinem Schuldbewußtsein. Er zögert seinen Namen zu nennen (207 ff.), allerdings in der Besorgniß, die Gunst des Chores zu verlieren, aber auch ebenso sehr in dem Gefühle der Schuld, die er mit seinem Namen preisgibt. In dem gleichen Gefühle der Schuld und aus innerem Grauen deutet er nur dunkel das Schreckliche an, obwohl dessen genauere Darlegung ihn entlasten würde (268). Auch nachdem er über sein Verbleiben beruhigt ist, enthüllt er nur mit höchstem Widerstreben und nur auf das wiederholte Drängen des Chores seine Vergangenheit. Und mit welchem inneren Aufruhr, mit wie tiefem Seelenschmerze, mit welchem sittlichen Abscheu thut er das! Allerdings fügt er zugleich jeder neuen Enthüllung die Versicherung bei, daß sein Wille keinen Theil habe an seiner Schuld, da er nichts von dem Entsetzlichen mit bewußter Absicht gethan habe (521 ff. 547). Allein diese Versicherung ist er sich und der Wahrheit schuldig, um nicht in den fremden Männern den Glauben zu nähren oder aufkommen zu lassen, daß die Gräuel des Vatermordes und der Schändung seiner Mutter in der ganzen Schwere wissentlich

1) Schöll, Einleit. z. Uebers. S. 32.

2) Vischer, Ueber das Erhabene und Komische S. 125.

begangener Frevelthaten auf ihm lasteten [1]). Wo er diese Rücksicht nicht zu nehmen hat, dem gerechten, duldsamen und vielerfahrenen Theseus gegenüber, der durch sein offenes und großmüthiges Wesen seine ganze Sympathie gewonnen hat, nennt er sich im überströmenden Schuldbewußtsein „behaftet mit dem Brandmal jeder Schmach“ und versagt sich mit rührender Demuth die Umarmung des bewährten Freundes, der glücklicher als er sein Leben rein erhalten hat von jeglicher Befleckung. Was ich habe, sagt Oedipus, wurde mir durch dich allein. Drum reiche mir die Rechte, Herr, auf daß ich sie berühre, küsse, wenn ich darf, dein hohes Haupt. Was aber sag' ich? Wie verlang' ich Armer, daß du solchen Mann berührest, dem ein jedes Mal der Sünde beiwohnt? Nie begehr' ich das von dir, noch würd' ich dir's gestatten (1130—1135) [2]).

Wir sind dem Gange der Handlung, indem wir die erste Selbstvertheidigung des Oedipus verfolgten, um einen Schritt vorausgeeilt und müssen den abgerissenen Faden wieder anknüpfen.

Im ersten Kampfe, den Oedipus zu bestehen hatte, um an das von den Göttern ihm bestimmte Ziel zu gelangen, ist er

---

1) Vgl. Kolster a. O. S. 253.

2) Vgl. Schöll, Einleit. z. Uebers. S. 48, dem ich nur nicht zugeben kann, daß dieses Schuldbekenntniß mit der früheren Aeußerung des Oedipus, er komme ἱερὸς εὐσεβής τε (287), im Widerspruch stehe. Der Widerspruch besteht nur dann, wenn man mit Schöll u. A. diese Aeußerung so auffaßt, daß sich Oedipus im Allgemeinen als heiligen und frommen Mann, d. i. als frei von Schuld bezeichne, wogegen vgl. Nauck z. St. und oben S. 77.

Sieger geblieben. Da der Chor die Entscheidung dem Theseus vorbehalten konnte, ließ er sich durch die Versicherungen des fremden Greises beschwichtigen. Kaum aber ist Oedipus von dieser Sorge befreit, so bereiten sich andere schwere Kämpfe vor. Ismene kommt von Theben mit neuer wichtiger Kunde: des Oedipus Söhne Polyneikes und Eteokles waren früher überein gekommen, den väterlichen Thron dem Kreon zu überlassen; bald jedoch trieb sie der Ehrgeiz, ihr Herrscherrecht geltend zu machen und es entstand zwischen beiden schlimmer Hader um die königliche Macht. Der jüngere Eteokles blieb Sieger und der ältere Polyneikes mußte aus Theben weichen. Der ging als Flüchtling nach Argos, fand dort neue Freunde und Verwandte und zieht nun mit gewaltigem Heere heran, um Theben zu erobern. In dieser drohenden Gefahr haben die Thebaner nach Delphi gesandt und den Bescheid erhalten, der Thebaner Wohl hänge vom Besitze des Oedipus ab, des lebenden und todten. Darum werde Kreon bald erscheinen, um Oedipus zurückzuführen, doch nicht nach Theben selbst, sondern nur in dessen Nähe, auch solle er nicht in Thebanischer Erde sein Grab finden.

Diese Eröffnungen haben für Oedipus eine doppelte Bedeutung. Wenn, wie wir sahen, Kreon und die Thebaner, als sie so spät noch den unglücklichen Greis in die Verbannung schickten, sich auf den Buchstaben des Gesetzes berufen und die rücksichtslose Härte, mit der der Verbannungsbeschluß ausgeführt wurde, auf die Schultern der Söhne abladen konnten, so muß nunmehr dem Oedipus seine Vertreibung als das erscheinen, was sie war, als ein Act der Willkür und der Gewalt. Statt durch den Göttersspruch, der an seinen

Besitz und an sein Grab Glück und Segen knüpft, zur Besinnung und zur Erkenntniß ihres Unrechts zu kommen, verharren sie in demselben und suchen nur durch List die schlimmen Folgen abzuwehren. So verhärtet sind sie in Undank, Lieblosigkeit und Selbstsucht. Und wenn es früher scheinen konnte, daß die Söhne des Oedipus aus Mangel an Einfluß und Macht seiner Mishandlung unthätig zugesehen hätten, so bewies die folgende Thronentsagung Kreons und die Herrschaft des Einen von ihnen, daß sie zu seinen Gunsten Einsprache erheben konnten (441 f.), daß sie also, da sie es nicht thaten, einverstanden waren mit Kreon und den Thebanern. Zwar die unerfahrene Schwester leitet die nachträglich erhobenen Ansprüche auf den Thron aus einer Sinnesänderung ab (367 ff.), allein der scharfsichtige Oedipus erkennt in der scheinbaren Wandlung ihrer Gesinnung eine von vorneherein im Geheimen gehegte Absicht, sieht in dem Verzicht nur Heuchelei (448 f.). Da sie also ihren Schwestern die Sorge um den vertriebenen Vater überließen und selber in Theben blieben, waren es nur ehrgeizige Pläne, die sie zurückhielten und von deren Verfolgung sie auch dann nicht abstanden, als der Orakelspruch sie so eindringlich an ihre Kindespflicht mahnte (418 ff.). Nun erst, nachdem Oedipus die rücksichtslose Willkür der Thebaner und die empörende Impietät seiner Söhne in ihrer ganzen Nacktheit erkannt hat, fühlt er sich für immer losgelöst von der heimatlichen Erde, geschieden von seinem Stamme (421 ff. 455 ff.). Damit aber — und darin liegt die weitere Bedeutung der Mittheilungen Ismenes — auch nicht der geringste Zweifel in ihm zurückbleibe, bestätigen ihm die Götter noch einmal ausdrücklich, daß sie seine

Lossagung billigen und daß er, indem er sie aufrecht erhält, das Werkzeug ihres eigenen Willens ist. Daß er in der besonderen Obhut der Götter stehe und unter ihrer Leitung seiner Erlösung entgegengehe, hatte ihm schon die Erinnerung an die alte Verheißung Apollons gesagt. Und wenn er auch mit der ihm noch immer verbliebenen Raschheit und Entschiedenheit seines Wesens das Schlagwort aufgriff, das ihm seine Hoffnung zu verbürgen schien, so entbehrte doch seine Deutung der Bestätigung. Wie daher Ismene sein künftiges Geschick berührt (383 f.), ist er nicht voll freudiger Zuversicht, sondern vernimmt ihre Mittheilungen mit jener lauernden Spannung, die einer erwünschten Entscheidung entgegensieht, aber gegen den Schmerz der Enttäuschung sich rüstet, indem sie den Zweifel nährt (385 ff.) [1]. Erst die Uebereinstimmung des neuen Orakelspruches mit der alten Verheißung, die ihm selbst geworden war, ist ihm vollkommene Bürgschaft (452 ff.) und verleiht ihm jene großartige Sicherheit, die in der Unterredung mit Theseus sich zeigt. Wie durch göttliche Eingebung durchschaut er nun klar die Bedeutung des Orakelspruches und sieht seine Verwirklichung in ferner Zukunft voraus. Die Thebaner und Polyneikes (1331 f.) beziehen ihn auf den gegenwärtigen Krieg der Sieben gegen Theben; des Oedipus hellsehendes Auge dringt durch die kommenden Jahrhunderte und haftet auf jenen fernen Tagen, in denen

1) Ich will damit nicht leugnen, daß auch der Wunsch, sich selber und besonders dem Chore alle Umstände genau bestätigen zu lassen, bei der sorgfältigen, die eigene Kunde ignorirenden Abfrage jedes einzelnen Punktes mit wirksam sei. Vgl. Schneidewin — Nauck zu V. 391 und Schöll, Einleit. z. Uebers. S. 29.

Theben mit dem Schwerte den Freundschaftsbund durchhauen wird, der bis dahin zwischen ihm und Athen bestanden. Dann wird die Verheißung Apollons an ihm sich erfüllen, dann wird er als schützender Heros Attikas sich bewähren und nach des Schicksals Schluß den Athenern Sieg, den Thebanern Niederlage bereiten, hier am Haine der Eumeniden, über seinem Grabe (580. 605. 616 ff. 644 ff.).

Die Zuversicht des Oedipus geht auch auf den edlen Theseus über (664 f.) und so ist die Erfüllung der Orakelsprüche von beiden Seiten gesichert. Theseus hat sich mit seinem Worte gebunden und Oedipus hat abgerechnet mit seinem Heimatlande. Kein innerer Seelenkampf, kein Zwiespalt der Gefühle regt sich in ihm, wie nun Kreon im Namen Thebens das Recht, das die Gemeinde an den Einzelnen hat, geltend macht und von Oedipus verlangt, daß er seinem Vaterlande diene. Er hat darauf nur ein unerschütterliches Nein und antwortet auf all die List und Heuchelei mit seinem Fluche (787 f.). Damit aber der Zuschauer nicht im Zweifel bleibe über Recht und Unrecht in diesem Streite, wird das Gewebe von Willkür und List, mit dem Theben den Oedipus umstricken möchte, noch einmal blosgelegt (784 ff.). Seiner Schuld gegen Oedipus sich bewußt, kam Kreon nicht in dem Vertrauen, ihn gutwillig heimzuführen, sondern ausgerüstet mit den Mitteln der Gewalt (722 f.). Noch ehe er den Versuch macht, durch Ueberredung zum Ziele zu gelangen, hat er von diesen in verruchtester Weise Gebrauch gemacht, indem er Ismene wegführen ließ (818 f.). Und er läßt nicht nur Gewaltthat auf Gewaltthat folgen, so lange er sich Erfolg versprechen kann (820 ff.), sondern, wie er seine Ohnmacht ein-

sieht, gießt er auch noch seinen Ingrimm aus über den schwer von ihm Beleidigten, indem er mit wohlberechnetem Hohne ihm die alten Gräuel vorrückt, als wären es wissentlich begangene Freventhaten (944 ff.). Wird so auf der einen Seite die Schuld Kreons und der Thebaner in grellstem Lichte gezeigt und Oedipus gegen den Vorwurf der Impietät gegen seine Vaterstadt geschützt, so sieht sich andrerseits Oedipus noch einmal herausgefordert, seine Vergangenheit zu berühren und sie gegen falsche Auffassung sicher zu stellen. Das erste Mal nannte er seine Vergehungen mehr Leiden als Thaten und sagte damit die Wahrheit. Jetzt geht er einen Schritt über die Wahrheit hinaus, indem er sie schlechthin Götterfügung nennt (963 ff.). Um auch daraus nicht zu schließen, daß Oedipus von Schuldbewußtsein vollkommen frei sei, müssen wir uns gegenwärtig halten, durch welchen Anlaß und von welchem Gesichtspunkte aus er diese Darstellung seiner Frevel gibt.

Kreon hat, nachdem durch das rechtzeitige Erscheinen und thatkräftige Einschreiten des Königs Theseus sein Plan vereitelt worden, einen letzten Versuch gemacht, seiner Beute habhaft zu werden. Mit schlauer Berechnung hat er diesen Versuch in eine Entschuldigung seines gewaltthätigen Vorgehens in fremdem Lande verhüllt, mit der er zugleich, wie er glauben durfte, einen vernichtenden Schlag auf Oedipus führt. Er habe, so sagt er, nicht voraussetzen können, daß das wegen seiner hohen Gerechtigkeit und seiner strengen Sittenaufsicht weit berühmte Athen einem fremden Landstreicher Aufnahme und Schutz gönne, der als Vatermörder und in grausem Ehebund Befleckter befunden worden sei. Mit so tückischem Ge-

schicke und so gefährlich für Oedipus führt Kreon seine Waffe. Welche Bedeutung konnte diese Anklage aus solchem Munde gewinnen! Klang sie nicht so, als ob das Entsetzliche, das sie bezeichnete, von Oedipus freiwillig verübt worden sei? Und mußte Oedipus nicht fürchten, daß das ebenso boshafte wie schlau berechnete Wort seines Schwagers zünden und den Theseus bewegen werde, seine schützende Hand zurückzuziehen? Dieser Anklage die Spitze abzubrechen und dadurch die Gefahr abzuwehren, zugleich auch die schamlose Rücksichtslosigkeit seines unberufenen Anklägers abzufertigen, geht Oedipus nothgedrungen noch einmal auf die Erörterung seiner Vergangenheit ein; und weil der Versuch gemacht worden ist, ihn als Frevler im gewöhnlichen Sinne erscheinen zu lassen und gegen ihn die Strenge des Sittenrichters aufzurufen [1]), so bestreitet Oedipus, und zwar mit vollem Rechte, die Wahrheit solcher Bezichtigung und leugnet die Berechtigung menschlicher Rüge, gegen die er sich nachdrücklich und zu wiederholten Malen verwahrt (960 ff. 971. 977. 1002). Was er gefehlt, fällt nicht unter das menschliche Gesetz [2]). Das ist auch sicherlich die Meinung des Dichters. Oedipus aber geht in seinem Vertheidigungseifer so weit, daß er schlechthin jede Verantwortlichkeit für seine Vergehungen ablehnt (966 ff.). Wäre dies seine wirkliche und bleibende Ueberzeugung, so müßten wir

---

1) 947 ff. sagt Kreon:

> Ich wußte, daß des Ares weises Volksgericht
> In eurem Lande heimisch sei, das nicht erlaubt,
> Daß solcher Flüchtling Wohnung nehm' in dieser Stadt.

Vgl. 1003 f.

2) Vgl. 548 und K. Fr. Hermann, Quaest. Oedip. p. 10. N. 22.

annehmen, daß Sophokles in diesem Punkte die Grundlage des König Oedipus verlassen habe. An sich hätte dem nichts im Wege gestanden; denn da Sophokles den König Oedipus und den Oedipus auf Kolonos als Einzeldramen, nicht als Glieder einer trilogischen Composition gedichtet hat, so verbot ihm kein Gesetz seiner Kunst, Umgestaltungen vorzunehmen, vorausgesetzt, daß sie nicht bestimmten, bereits festgewurzelten Vorstellungen widersprachen, die seine Zuschauer nur mühsam mit den neuen hätten vertauschen können. Das wird aber von der erwähnten Umgestaltung Niemand behaupten. Allein was Oedipus dem Sachverhalt im König Oedipus entgegen zu seiner Vertheidigung sagt, braucht nicht als seine wirkliche und bleibende Ueberzeugung angesehen zu werden. Wie er in der ersten Selbstrechtfertigung im Eifer über das Ziel schießt, wie er, um den Theseus von der Berechtigung seines Grolles zu überzeugen und wo ihm Zorn das Gemüth bewegt, das Thatsächliche, daß Polyneikes und Eteokles seine Verstoßung nicht verhindert haben, dahin steigert, daß sie selbst seine Verbannung verhängt hätten, ja den Polyneikes übertreibend seinen Mörder nennt (599 f. 1354 ff.); so schärft er auch hier in seiner Entrüstung über das giftige Wort Kreons und in seinem erhitzten Eifer, es zu entkräften, die Waffe der Wahrheit, damit ihre Schneide um so besser einschlage. So behauptet er, was in dieser Verschärfung mit seinem Bewußtsein im Widerspruch steht, wenn auch in einem keineswegs grassen, da ihm der Dichter, wie wir in der Besprechung des König Oedipus sahen, einen möglichst niedrigen Grad der Schuld aufgebürdet hat. Wäre dem nicht so, hielte sich Oedipus wirklich für vollkommen unschuldig, so müßte er auch den

Schmerz über das Geschehene abgethan haben. Denn wer sich vollkommen unschuldig fühlte, der würde zwar so Entsetzliches, auch nachdem lange Zeit über seine Entdeckung hingegangen, nicht mit Gleichgiltigkeit und, hätte er das Temperament und das zarte Gewissen des Sophokleischen Oedipus, nicht einmal mit Ruhe erwähnen [1]); aber es müßte ihn doch die Reflexion so weit getröstet haben, daß er ohne das fast unüberwindliche Widerstreben des Oedipus davon reden könnte und ohne so stürmische Ausbrüche der Empfindung, wie sie besonders die erste, aber auch die zweite Berührung seiner Vergangenheit begleiten [2]). Oedipus vermag eben trotz aller Kraft der Reflexion des Entsetzens nicht Herr zu werden über die traurigen Verwicklungen, in die ihn die Götter nicht ganz ohne sein Verschulden geführt haben. Dieses Entsetzen seines empfänglichen Gewissens straft immer wieder die Gründe seines Verstandes Lüge und, ich wiederhole es, die rührende Demuth, sobald er frei seiner inneren Stimmung sich überlassen darf, dem edlen und billig denkenden Theseus gegenüber, bestätigt uns, daß sein Schuldbewußtsein nicht aufgehört und daß er seinen Schmerz nicht vergessen hat [3]).

Die Handlung schreitet rasch vor. Fast gleichzeitig mit Kreon war Polyneikes auf Kolonos erschienen, um nicht gewaltsam, wie jener, sondern in Güte den Vater zu bewegen, daß er ihm sich anschließe und so, dem Orakelspruch gemäß, Sieg an seine Fahne hefte. Seiner schweren Verschuldung

1) Wie z. B. der Euripideische Oedipus fr. 12; vgl. oben S. 20.

2) Vgl. das abweichende Urtheil Herquets a. O. S. 37.

3) Ganz anders urtheilen Vischer, Ueber das Erhabene und Komische S. 125 f. und Schöll, Einleit. z. Uebers. S. 38.

gegen den Vater sich bewußt und daher zweifelnd, ob er Gewährung seines Wunsches erlangen werde, hatte er sich am Altare Poseidons niedergelassen und den König Theseus um Vermittelung angegangen. Der Eindruck, den die Meldung des Theseus auf Oedipus macht, zeigt, wie sehr jene Vorsicht am Platze war. Hatte Oedipus der Ankunft Kreons mit einer Art freudiger Genugthuung entgegengesehen (455 f.), nur besorgt um seine Sicherheit vor äußerer Gewalt (652 ff.); so erregt dagegen die Vorstellung, seinem entarteten Sohne gegenüberzustehen, in ihm ein peinvolles Gefühl (1169 f.). Aber das Peinliche stammt auch hier nicht aus einem inneren Zwiespalt [1]). Oedipus fürchtet nicht die Gewalt des Blutes, er hat keine Regung seines Herzens niederzukämpfen, die für Polyneikes spräche. Es könnte zwar scheinen, als spreche aus der Bitte um Sicherstellung vor Gewalt, die er an Theseus richtet (1206 f.), eine innere Unsicherheit — und Theseus wie Antigone sehen in solcher Besorgniß den Grund, warum er Polyneikes ungehört abweisen möchte (1175 f. 1185 f.) — ; aber in der That ist vielmehr diese so unbegründete Furcht nur ein Ausfluß des unbegränzten Mistrauens und daher ein sicheres Zeugniß, daß seine Gedanken nicht in jener Richtung sich bewegen. Er gibt auch den Vorstellungen des Theseus und Antigones Bitte nicht deshalb nach, weil er umgestimmt ist und weil er anerkennt, daß sein Sohn ein Recht habe, gehört zu werden; sondern er fügt sich, um nicht unfreundlich gegen die zu sein, die ihre Fürsprache eingelegt haben (1204 f.). Was dem Oedipus den Gedanken an eine Unterredung mit

1) So stellt Herquet die Sache dar, a. O. S. 15.

Polyneikes so unerträglich macht und in ihm eine so quälende Empfindung hervorruft, ist vielmehr die unendlich tiefere Kränkung, die seinem Vaterherzen von diesem unnatürlichen Sohne zugefügt worden ist und die nun bei dessen Erscheinen wie eine frische Wunde ihn schmerzt (1173 f. 1177) [1]. Kreon und die Thebaner hatten lieblos, hatten ruchlos genug an ihm gehandelt, aber Kreon war nur sein Verwandter, die Thebaner nur seine Unterthanen. Von ihnen hatte er nur Gerechtigkeit und Billigkeit zu fordern. Seine Söhne hätte das heiligste Band der Natur unlöslich an den Vater knüpfen sollen; nicht blos in freier inniger Liebe, sondern in thatenfroher Hingebung hätten sie, hätte besonders Polyneikes Schutz und Stütze seines verlassenen und entblößten Alters werden müssen. Statt dessen haben sie wissentlich jenes heilige Band zerrissen, haben wissentlich ihrer Selbstsucht und ihrem Ehrgeize den liebe- und hilfebedürftigsten der Väter geopfert. Wer da sieht, mit welcher innigen Gegenliebe Oedipus den Töchtern ihre Liebe erwiedert, mit welch' dankbarer Anerkennung er ihre heldenmüthige Pflichttreue lohnt, welcher Jammer sein Herz zerreißt bei ihrem Verlust und wie überströmend seine Freude ist, sie wieder in seine Arme zu schließen; der kann auch ermessen, welcher ungeheure Schmerz ihm durch die Seele zuckte, als er sich von dem Undank und der Pflichtvergessenheit der Söhne überzeugen mußte. Doch nicht blos Schmerz. Sein noch immer kräftiges und trotziges Herz schwillt auf in Zorn und Grimm und entlädt sich in furchtbarem Fluche über die entarteten Sprossen seines Blutes. Liebe und Verzeihung haben hier

1) Vgl. L. Schmidt a. O. S. 240.

keine Einkehr mehr; um so weniger als an der Gerechtigkeit des furchtbaren Gerichtes, das Oedipus über seine Söhne hält, kein Zweifel aufkommen kann. Oedipus ist kein Lear; kein „armseliges Urtheil“ treibt ihn wie jenen strafend Schuld auf sich zu laden. Zorn und Unwille strömen zwar zunächst nur aus der ungebrochenen Leidenschaftlichkeit des Mannes; daß aber gleichwohl Oedipus, indem er durch seine Flüche die Strafe der Götter auf seine Söhne herabruft, nicht blos auf persönliche Genugthuung für die ihm widerfahrene Unbilde abzielt, dafür gibt gerade das Erscheinen des Polyneikes, seine Anträge und deren Zurückweisung, das allerbestimmteste Zeugniß.

Polyneikes bietet, so scheint es auf den ersten Blick, alles was den Vater persönlich befriedigen könnte: erschüttert und zu Thränen gerührt von dem Anblick des Elendes der Seinen, bekennt er aufrichtig und reuevoll, was er gefehlt hat und bereit, es wieder gut zu machen, fleht er um Verzeihung (1265 ff.). Anders als Kreon und die Thebaner, die einzig und allein zur Befriedigung ihrer Selbstsucht nach Oedipus fahnden, ohne auch ihm zu geben, was ihm gebührt, Rückkehr in die Heimat und ein Grab (399 f. 406 f.) [1], denkt Polyneikes nicht blos an sich, sondern verspricht dem Vater in dem Königspalast zu Theben jenes friedliche Leben, das ihm ja früher ein erwünschtes Glück schien (1342. 769). Verträte Oedipus nur sich selber und wäre er der weichherzigen Väter einer, denen eine Thräne im Auge des Kindes genügend erscheint, schwere Schuld abzuwaschen: er könnte dem Erbarmen

1) Vgl. oben S. 73 und S. 74 Anm. 1.

Raum geben und seinem Sohne verzeihen. Allein neben dem Erbarmen an Zeus' Throne, bei dem Polyneikes den Vater um Vergebung anfleht, hat auch die unerbittliche Gerechtigkeit ihren Sitz (1382). In ihrem Dienste stehen Vaterflüche über undankbare Kinder (1375 ff.). Und in ihren Augen ist die Verletzung der heiligsten Pietätsgesetze nicht gesühnt. Polyneikes ist in seinem Inneren nicht umgewandelt; er vermag sich von der Verirrung, in die ihn Ehrgeiz und Leidenschaftlichkeit bannen und die ihn von der Erfüllung seiner kindlichen Pflicht ablenkte, nicht loszusagen. Rührt ihn auch jetzt der jammervolle Zustand des Vaters, so ist es doch nicht dessen Wohl, was seine Entschließungen leitet. Sein Recht der Erstgeburt ist von seinem Bruder und den Thebanern, die sich auf dessen Seite schlugen, verletzt; dafür will er Rache nehmen (1292 ff. 1338 ff.). Nur weil er es ohne Oedipus nicht kann, lenkt er zu ihm seinen Schritt und nur, wenn ihm der Vater zu seinem Rechte verhilft, will er auch ihm Genugthuung verschaffen (1342 ff.). „Als Schild gegen die Streiche des Bruders und als Staffel zu seiner Herrschaft" soll ihm der Vater dienen [1]).

Und so vermag denn auch des Sohnes Bitte um Mitleid und Vergebung, vermögen seine Anträge, so verlockend sie scheinen, nichts gegen die unnahbare Strenge des Oedipus, nichts gegen den unerschütterlichen Entschluß, auf immer Theben und seinen Söhnen entfremdet zu bleiben.

Es mag sein, daß trotz aller Gerechtigkeit, die wir, der Meinung des Dichters gemäß, betonten, die erbarmungslose

---

1) Kolster a. O. S. 269.

Strenge des sterbenden Alten unserer modernen Anschauungsweise nicht anders als maßlos herb erscheinen kann. Und gewiß ist es ein Gemälde von furchtbarer Erhabenheit, das der Dichter vor den Augen seiner Zuschauer aufrollt: ein sterbender, namenlos unglücklicher Greis, verwildert im Aeußeren, unbeugsam abgekehrt im Inneren von dem, was seinem Herzen das Liebste sein sollte, mit Flüchen auf den Lippen über die, auf deren Haupt er den Segen des Himmels herabflehen sollte. Aber vielleicht ist es nur unsere Betrachtungsweise, der diese Scene verletzend erscheint und müssen wir auch hier den unmittelbaren Eindruck durch die Reflexion berichtigen, indem wir uns auf den Standpunkt des Dichters und seines Zeitalters versetzen. Zwar haben sich zu allen Zeiten aus dem Grunde des natürlichen Verhältnisses der Kinder zu den Eltern heilige Pflichten erhoben, doch schließt das nicht aus, daß eine Verschiedenheit in Sitte, Anschauungen, gesellschaftlichen Zuständen auch eine Verschiedenheit in der Auffassung dieses Verhältnisses mit sich führte und daß besonders über die Pflichten, die aus ihm erwachsen, zu verschiedenen Zeiten verschieden gedacht wurde und wird. So zeigt es sich, daß vor andern Völkern die Griechen die kindliche Pietät hochhielten. Zahlreiche Aussprüche ihrer Dichter und Weisen lehren, zunächst nach den Göttern die Eltern zu ehren; Andere mahnen gleiche Ehre den Eltern wie den Göttern zu erweisen [1]. Zumal in Athen galt lange unter den heiligsten Geboten geradezu als das erste: ehre Vater und Mutter, erst als das zweite: verehre die Götter [2].

1) Nägelsbach, Die nachhomerische Theologie S. 275 ff.

2) Welker, Die Aeschylische Trilogie S. 101.

Ueberall aber wird das kindliche Verhältniß nicht etwa blos unter dem Gesichtspunkt der Liebe und Ehrfurcht, sondern weit mehr unter dem Gesichtspunkt der werkthätigen Hingebung aufgefaßt. Die Kinder sollen den Eltern den Dank abstatten für die genossene Erziehung, in dem sie ihrem Alter Schutz, Unterhalt und Pflege geben [1]).

Hiernach ist es klar, daß dem Griechen, daß besonders dem Athener die Pflichtvergessenheit des Polyneikes und Eteokles, die unter den erschwerendsten Umständen ihrem Vater alles das versagt hatten, was die geheiligte Sitte und das Gesetz von ihnen verlangten, ein viel größerer Frevel als uns scheinen mußte, und mithin mag auch, was uns mehr als starre Unversöhnlichkeit eines harten Gemüthes gilt, ihnen mehr als unbeirrte Festigkeit einer starken Seele gegolten haben, die zwar erschütternd wirkte, aber nicht verletzte. Uebrigens söhnt auch uns mit dem zürnenden und fluchenden Vater der liebende und segnende wieder aus. Wie Oedipus seinen Töchtern gegenüber meint, daß seine unbegränzte Liebe ihnen alle Beschwerden lohne, so wiegt sie auch den Haß auf, den er gegen die Söhne hegt.

Es könnte scheinen, daß meiner Darstellung die Mahnung widerspreche, welche Antigone an ihren Vater richtet. Sie sagt 1189 ff.:

Er ist dein Sohn, o Vater; darum, wenn er auch
Der schwersten Frevel schwersten selbst an dir verübt,
Geziemt es dir nicht, wieder ihm ein Leid zu thun.

---

1) Nägelsbach a. O. K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griechischen Privatalterthümer § 11 Anm. 15. Vgl. V. 1263 ff. und Schneidewin — Nauck z. St.

Drum laß ihn! Böse Kinder hat auch Mancher sonst,
Und braust in Zorn auf; aber durch den Zauberlaut
Der Freundesmahnung wird gebannt der Ungestüm.

Doch ist zu bedenken, daß Antigone diese Aeußerung als ein bestimmter Charakter und zu dem bestimmten Zwecke im Munde führt, ihren Vater zu der Unterredung zu vermögen, von der sie noch eine Wendung der Dinge hofft. Die Anschauung, die der Mahnung zu Grunde liegt, erwächst aus dem Mittelpunkte ihres eigenthümlichen in der Familienliebe aufgehenden Empfindens. „Sie liebt die Ihrigen, und wo eine Noth dieselben ergreift, wallt ihr Herz zu Hilfe und Beistand auf, nach der ächten Art edler Weiblichkeit, ohne daß irgend eine Betrachtung oder Ueberlegung anderer Verhältnisse sich zwischen sie und die Gegenstände ihrer Liebe zu stellen vermag." [1]) Ebendeßhalb aber darf jene Anschauung nicht als die allgemein herrschende oder als übereinstimmend mit der Meinung des Dichters im vorliegenden Falle angesehen werden [2]). Soweit aber Vischer aus der Aeußerung Antigones nur die Mahnung heraushört, den fluchenden Greis nicht für einen sanften Dulder zu nehmen, hat er gewiß Recht.

---

1) Schwenk a. O. S. 136.

2) Vgl L. Schmidt a. O. S. 239 f. Auch die Haltung des Chores, die in diesem Falle von besonderer Bedeutung wäre, widerspricht meiner Darstellung nicht. Der erste Eindruck des Fluches gibt ihm eine Mahnung an Polyneikes ein (1397 f.), und das spätere Entsetzen ist nicht durch den Fluch des Vaters über seine Söhne hervorgerufen, wie Herquet meint S. 39, sondern durch die schauerlichen Naturereignisse, die er in seiner Befangenheit als Aeußerungen des Zornes der Götter ansieht über den Verkehr mit dem gräuelbeladenen Oedipus.

Mit dieser Scene hat die Verwicklung ihre Spitze erreicht und ist zugleich die Entwicklung gegeben. Polyneikes rennt, von seinem eigenen Trotze und dem Fluche des Vaters getrieben, in sein unvermeidliches Schicksal, womit gleich unfehlbar auch das Schicksal des Bruders bestimmt ist (1399 ff.). Dem Zuschauer kann nicht der geringste Zweifel bleiben, daß geschehen werde, was mit solcher Bestimmtheit angekündigt wird und mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehen muß. Bittet ja doch Polyneikes bereits seine Schwestern um die Erweisung der letzten Ehre (1410). Wenn aber diese die Hoffnung nicht aufgeben, ihre Brüder zu retten und am Schlusse des Stückes die Bühne verlassen, um nach Theben zu eilen und wo möglich noch den Bruderkampf zu verhindern (1769 ff.), so wird das keinen Zuschauer in der Ueberzeugung beirren, daß das Schicksal des Polyneikes und Eteokles entschieden sei.

Oedipus aber steigt, gemäß der ihm gewordenen Verheißung, vom Donner des Zeus gemahnt, von Hermes und Persephone sicher geleitet und von einer Götterstimme eingeladen, in das ihm bestimmte Grab (1460 ff. 1542 ff. 1627 f.), dem Lande, das ihn aufgenommen, ein schützender Heros, denen, die ihn verstoßen haben, ein Rachedämon. Damit es auf ewige Zeiten so bleibe, muß durch Geheimhaltung der Grabesstätte die Möglichkeit abgeschnitten sein, dort Todtenopfer zu bringen (1760 ff.). Denn eben weil dem Todten die gewöhnlichen Grabesehren versagt sind, werden die Thebaner, die sie ihm schulden, an seinem Grabe bluten [1]).

1) Vgl. Schmalfeld a. O. S. 23 f. Nauck, Einleit. z. Ausg. S. 29.

So ist denn dem Dichter das Einzige gelungen, denselben Charakter zum zweiten Male den Kreislauf eines tragischen Helden vollenden zu lassen. Aeußerlich zuerst gegen seinen Willen von seinem Vaterlande und seinem Stamme losgelöst, hat Oedipus die Loslösung in seinem Inneren vollzogen und dieselbe, als sie dann rückgängig gemacht werden sollte, unerschütterlich aufrecht gehalten. Der Pflanze gleich, deren Haupt Sturm und Wetterschlag tief gebeugt haben, die aber in entgegengesetzter Richtung wehende Windstöße und die eigene aus den Wurzeln strömende Kraft zur früheren Höhe emporrichten, erhob sich Oedipus in jenen inneren und äußeren Kämpfen auf den Schwingen seiner ungebrochenen Leidenschaft aus der stillen Duldung und Ergebung eines Büßers zu seiner alten Kraft und Heldengröße. Und darüber hinaus. Denn seine geistigen Kräfte steigern sich zur prophetischen Begeisterung, der Held zum Dämon. Seine Sache erscheint als die Sache der Götter und wenn er früher ohne sein Wissen und gegen seinen Willen den Willen der Götter vollstreckte, so ist er hier, indem er *seinen* Willen durchsetzt, in Uebereinstimmung mit dem Willen der Götter. In dieser Hoheit geht er auf wunderbare Weise hinüber, um in alle Zukunft den Menschen ein Gegenstand der Verehrung zu bleiben.

Wir haben zwar in unsere Darstellung, wie es eben die Sache mit sich brachte, schon einzelne Andeutungen über die übrigen Figuren des Stückes eingeflochten, doch wird es von Nutzen sein, einige noch besonders zu betrachten. Denn wenn auch von der richtigen Auffassung des Hauptcharakters bei diesem Stücke vielleicht mehr als sonst das Verständniß des

Ganzen abhängt, so ist doch die Umgebung, in welche dieser gestellt ist, nicht gleichgiltig. Wie von ihr vielfach der Anstoß zu den Lebensäußerungen des Helden ausgeht, so muß auch von der Beziehung, in welcher die mitwirkenden Personen zum Hauptcharakter stehen, neues Licht auf diesen und das Ganze fallen.

Theseus war in der attischen Sage der Repräsentant der ganzen sittigenden Thätigkeit des Heroenthums. Er war dasselbe für den ionischen Stamm, was Herakles allgemeiner für alle Hellenen und specieller für den dorischen Stamm war. Nur tritt das natursymbolische Element zurück vor dem kulturhistorischen. Er galt in Attika als Gründer einer neuen Ordnung des politischen, socialen, religiösen Lebens. Als solchen mußte ihn Sophokles in seine Dichtung aufnehmen. Ihm lag nur ob, diese Abstraction, soweit sie's nicht schon war, in Fleisch und Blut zu verwandeln. Indem der Dichter dies that, rückte er ihn zugleich in einen scharfen Gegensatz zu Kreon, der in seiner Spitze zusammenfällt mit dem allgemeineren zwischen Athen und Theben, und in eine sehr bedeutsame gegensätzliche Berührung mit Oedipus. Verfolgen wir zunächst diese.

Theseus besitzt als König die Herrschertugenden, die Oedipus besaß, als Mensch den gleichen Edelsinn, die gleiche Frömmigkeit, das gleiche Wohlwollen gegen Andere. Das Manneswort ist ihm die beste Bürgschaft der Wahrhaftigkeit (650 f.). List und Falschheit, Heuchelei und Intrigue sind seiner Natur fremd; er verachtet sie im Vertrauen auf die eigene Kraft und auf die Macht, die er besitzt (655 ff.). Auf's Handeln steht

sein Sinn, nach Lob und Anerkennung geizt er nicht (1143 f.). Das sind nur allgemeine Züge; doch kann Niemand die Aehnlichkeit mit Oedipus verkennen. Ihm muß Theseus als jene lebensvolle Gestalt vorkommen, deren Schattenbild er sich jetzt nennt. Um so natürlicher ist es, daß er zu ihm sich mächtig hingezogen fühlt, wie zu einem langbewährten Freunde (650. 1119 ff.).

Auch ist Theseus wie Oedipus, bevor er den Thron seines Vaters bestieg, durch eine schwere Schule des Lebens gegangen und hat Kämpfe aller Art bestanden (562 ff.). Aber er war glücklicher als Oedipus, er hat sich rein erhalten von Schuld. Doch hat ihn dies nicht zu Selbstüberhebung geführt und zur Misachtung derer, denen es nicht gelungen ist. Da er das Leben und den Weltlauf kennt, weiß er, daß der Mensch nicht immer Herr seiner selbst, seiner Entschlüsse, seines Schicksals ist (567 f.). Daher ist sein Urtheil von Milde beherrscht und sein Herz dem Mitleid offen. So tritt er dem unglücklichen Oedipus entgegen. Frei von der aufdringlichen Neugier des Chores, feinfühlend und rücksichtsvoll erspart er ihm zu sagen, wer er sei und das Bekenntniß seiner Schuld; frei von der unduldsamen Scheu, die kleine Geister vor dem Unglück hegen, wird er bei dem Anblick des Oedipus von Mitleid bewegt und trägt kein Bedenken, ihn in seinen Schutz zu nehmen; es müßte ein arges Anliegen sein, wenn er ihm's versagen sollte (551 ff.). Mit dieser Großmuth gewinnt er denn auch sofort das vollste Vertrauen des Oedipus. Wir hören aus dessen Antwort, wie wohlthuend die rücksichtsvolle Anrede auf ihn gewirkt hat (569 ff.). Dem Zuschauer aber prägt sich die tiefe menschliche Bescheidenheit in die Seele, die

der herrliche Mann mit seiner Größe paart. Besonders einschlagend sind die Schlußworte 566 ff.:

Ich bin ja Mensch,
Wohl weiß ich dieses, und mir ward am nächsten Tag
Kein größ'res Antheil, als es dir beschieden ist.

Gerade aus dieser tiefen menschlichen Bescheidenheit schöpft der Zuschauer die Ueberzeugung, daß des Theseus Glück sein eigenstes Verdienst sei und fühlt sich aufgefordert, auch das Unglück des Oedipus darauf anzusehen, ob es nicht vielleicht durch den Mangel jener schönen Eigenschaft, die den Theseus ziert, wenigstens zum Theil verschuldet sei. Er hat aus der Selbstvertheidigung, die Oedipus so eben vor dem Chore geführt hat, ein tiefes Schuldbewußtsein herausklingen hören; er hat aus seinem Munde das Geständniß vernommen, daß er in der ersten Wuth in seiner Sühne maßlos ausgeschweift sei; er erinnert sich der raschen Zuversicht, mit der Oedipus aus dem Namen der Göttinnen, in deren Bezirk er gekommen ist, die nahe Erfüllung einer alten Verheißung folgert und nicht mehr zu weichen erklärt; noch klingt in seinem Ohre der furchtbare Fluch wieder, der von den Lippen des Oedipus gerecht und nach Verdienst, aber auch geschärft und beschwingt vom Zorne, die Häupter seiner Söhne traf. Und indem der Zuschauer dies Alles sich gegenwärtig hält, muß er sich überzeugen, daß gerade der schönste Zug im Charakter des Theseus dem Oedipus nicht eigen war; daß vielmehr Raschheit, Zuversicht und Leidenschaftlichkeit, die selbst die langjährige Schule des Leidens nicht zu tilgen vermocht hat, wohl einen Antheil an dem großen Unglück des Mannes gehabt haben.

So hat der Dichter in der Charakterzeichnung des Theseus einen Maßstab an die Hand gegeben zur Beurtheilung der früheren Lebensführung des Oedipus, eine Bestätigung seines unwillkürlich hervorbrechenden Schuldbewußtseins, ein Correctiv seiner Selbstvertheidigung.

Kreons Charakter ist in einem doppelten Gegensatz gehalten, zu Theseus und zu Oedipus. Jener ist augenfälliger und wird aus der Charakteristik Kreons von selbst einleuchten, dieser ist versteckter und zugleich bedeutsamer für den geistigen Mittelpunkt des Stückes und soll daher bestimmter angedeutet werden.

Der Grundzug im Charakter des Oedipus ist Festigkeit des Willens. Es ist nicht eine rein grundsätzliche Festigkeit; denn Trotz und Zorn sind mit wirksam, sie unerschütterlich zu machen; es ist aber auch nicht reine Starrsinnigkeit; denn sein Recht ist ein gutes, sowohl seiner Vaterstadt als seinem Sohne gegenüber, und wenn auch unser Gefühl eine Erweichung wünscht, so muß doch unser Urtheil anerkennen, daß keine Pflicht dazu obliege. Gerade dieser hervorstechendste Zug seines Charakters ist es, in dem er mit Kreon zugleich in Berührung und in Gegensatz steht. Kreon verfolgt seinen Zweck mit kalter Berechnung und durch nichts beirrter Entschiedenheit. Er fragt nicht, ob die Mittel dazu gut oder schlecht sind, ihn kümmern nicht die Rechte und Ansprüche Anderer. In seinem Vorsatze, den Segen, den das Orakel an den Besitz des Oedipus knüpft, für Theben zu gewinnen, vermag ihn nichts irre zu machen, nicht das verletzte Recht eines fremden Staates, nicht das Herzeleid und Jammergeschrei der gefangenen Mädchen, nicht die Klage des unglück-

lichen Greises, nicht die Blosstellung seiner todten Schwester. Es schweigt vor seinem entschiedenen Wollen in ihm jede menschliche Empfindung, nicht aber deßhalb, weil sie augenblicklich von mächtigeren Regungen niedergehalten oder von Grundsätzen und Pflichtgefühl zurückgedrängt wird, sondern weil keine in seiner Brust wohnt. Während des Oedipus Festigkeit im Widerstande nur durch eine Kette von Mishandlungen und Kränkungen zur Unzugänglichkeit und Unbeugsamkeit gesteigert wird, stammt Kreons rücksichtslose Entschiedenheit im Angriff aus einer in seiner Naturanlage gegebenen Härte des Herzens. Nichts pflegt den Menschen vor der Härte Anderer so sicher zu stellen als das Unglück. Wem auch nur ein Funke menschlichen Gefühles inne wohnt, dem wird es widerstreben, das Leid eines Unglücklichen durch neues Leid zu mehren. Es mögen Engherzigkeit und religiöse Befangenheit ihn abhalten, einem vom Unglück Gezeichneten sich zu nähern, wie der Chor vor Oedipus zurückscheut; aber ihm ein Leid anzuthun wird er nur dann im Stande sein, wenn er des Mitleids unfähig ist [1]). So Kreon. Und diese Härte seines Herzens wurzelt weiter in eingefleischter Selbstsucht. Mag er auch nicht allein für sich arbeiten, sondern zugleich für seine Vaterstadt, so ist doch nur ein in Selbstsucht verhärtetes Gemüth fähig, so wie er zu handeln. Er steht mit Eteokles an der Spitze des Thebanischen Staates (850 f.). Mit Willkür hat er den Oedipus verstoßen, mit Willkür und Eigensinn hält er die Folgen der Verbannung aufrecht, indem

1) Vgl. fr. 661: „Dem Edlen ziemt es beizustehn den Leidenden". O. R. 314 f. Dronke a. O. S. 97.

er ihm ein Grab in heimathlicher Erde versagt. Gefühllos will er nur den Vortheil seiner Sache, wie sehr er auch Andere schädige. Dabei geht er mit jener Ueberlegenheit zu Werke, die der Selbstsucht eigen zu sein pflegt, da ihr das Gefühl nicht leicht einen Streich spielt. Ein vollendeter Heuchler, wo er für gut findet, den Weg der Güte zu versuchen, versteht er's zu schmeicheln und zu streicheln, mit Wärme Beziehungen geltend zu machen, die er gröblich vernachlässigt und für immer zerrissen hat; versteht es, seine Ueberzeugung zu verleugnen und sich selber anzuklagen, selbst den Forderungen zarter Rücksicht zu genügen (728 ff.). Vor- und umsichtig, setzt er nicht Alles auf eine Karte. Während er offen den Weg der Güte einschlägt, liegt er zugleich im Hinterhalt und versichert sich, falls er auf Widerstand stoßen sollte, der Mittel, ihn zu brechen. Führt auch dies nicht zum Ziel, dann scheut er auch vor offener Gewalt nicht zurück. Dabei sucht er den Schein zu wahren und die Verantwortung auf Andere abzuladen, sei es daß sich darin eine Spur von Gewissen zeigt, das er auf diese Weise zu betrügen sucht, sei es weil er damit dem Chore zu imponiren und dessen Widerstand zu brechen hofft [1]). Obwohl es ihm nämlich nur darum zu thun ist, des Oedipus habhaft zu werden, stellt er sich zunächst, als ob ihn der nicht kümmere und als ob er mit den beiden Mädchen abziehen wolle; erst nachdem er durch diesen Kunstgriff den Chor dahin gebracht hat, Hand an ihn zu legen und den Oedipus gereizt hat, ihm seinen Fluch entgegen zu schleudern, geht er daran, seine Absicht auszuführen. Als nun aber

1) Auch V. 880 läßt dies unentschieden.

gegen sein Erwarten Theseus mit einer Reiterschaar erscheint und ihm Halt gebietet, ist er keineswegs verblüfft, hält auch seine Sache nicht für verloren, sondern macht, in allen Verhältnissen schlagfertig, einen neuen Versuch, sein Ziel zu erreichen, der uns weiter Zeugniß gibt von seiner Willenskraft, seiner klugen Berechnung und Gefühllosigkeit.

So ist Kreon im Oedipus auf Kolonos; er hat nichts gemein mit dem Kreon im König Oedipus. Die Berechtigung des Dichters zu dieser Verschiedenheit der Zeichnung desselben Charakters in verschiedenen Tragödien ist nicht zu bezweifeln. Die Freiheit, die Aristoteles, Lessing, Schiller, Göthe dem Dichter in der Umgestaltung des in der Mythe oder der Geschichte Ueberlieferten zugestehen, muß ihm auch gegenüber seinen eigenen früheren Schöpfungen zugestanden werden [1]). Wir haben schon oben gelegentlich den Gesichtspunkt bezeichnet, von dem sich der Dichter in dem vollen oder beschränkten Gebrauche seiner Freiheit leiten lassen muß [2]). Wir können uns also darauf beschränken, die thatsächliche Verschiedenheit durch eine Parallele schärfer zu kennzeichnen.

Dort ist Kreon ein Mann von zwar gesundem, aber beschränktem Verstande, gerader Seele, frommem Herzen, wohlwollendem Gemüthe; hier in Allem das gerade Gegentheil. Dort zeigt sich in seinem Thun und Lassen bescheidene Zurückhaltung und Scheu vor Verantwortung, hier übergreifende

1) Rötscher, Ueber das Recht der Poesie in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes, im Cyclus dramatischer Charaktere 2 S. 3 ff.

2) S. 87. Die Einwendungen Ph. Mayers a. O. I. S. 13 sind von keiner entscheidenden Bedeutung.

Willkür und kühne Verwegenheit; dort Mangel an Entschiedenheit und Ausdauer, hier entschlossene und rücksichtslose Verfolgung seines Zieles; dort Geradheit und Ehrenhaftigkeit, hier Heuchelei, List und Falschheit; dort unselbständige und naive Hingebung an den Willen der Götter, hier deren Nichtachtung oder eigenmächtige Auslegung ihrer Sprüche; dort Wohlwollen gegen Alle und uneigennützige Freundschaft, hier Empfindungslosigkeit und Selbstsucht; dort gemüthliche Theilnahme mit dem Unglück, hier erbarmungslose Mishandlung Nothleidender; dort großmüthige Verzeihung erlittenen Unrechts, hier Ingrimm über das Mislingen der eigenen Gewaltthätigkeit; dort Zartgefühl und heilige Scheu, hier deren heuchlerische Ostentation und schamlose Verunglimpfung des Andenkens seiner eigenen Schwester. Es scheint in der That, „daß jeder Versuch, von seiner Behandlung dort zu seiner Behandlung hier Brücken zu schlagen, nothwendig mislingen müsse" [1]).

Polyneikes schließlich bildet insoferne einen Gegensatz zu

1) L. Schmidt a. O. S. 234. Der Versuch Ph. Mayers ist, abgesehen von Anderem, auf die irrige Voraussetzung gebaut, daß Kreon und die Thebaner mit der nachträglichen Verbannung nur ihre frühere Fahrlässigkeit, vermöge deren der schuldbefleckte Oedipus jahrelang im Lande geduldet worden, gut gemacht hätten, daß sie also die Verbannung nicht aus Willkür verfügt, ein Grab in der heimathlichen Erde nicht aus Willkür verweigert hätten, sondern zu Beidem berechtigt gewesen seien (II. S. 5. 41 f.). Unter dieser Voraussetzung allerdings kann man in Kreon den thätigen Staatsmann sehen, der des guten Zweckes halber auch schlechte Mittel nicht verschmäht. Und doch wäre auch damit noch keineswegs ein Uebergang gebahnt von dem Kreon des einen zu dem Kreon des anderen Stückes.

seinem Vater, als er einzig und allein von verzehrender Rachsucht gestachelt wird, seinem Bruder und seinem Vaterlande Verderben zu bereiten. Auch Oedipus ist nicht frei von dem Gefühle der Befriedigung, daß er von den Thebanern Genugthuung erlangen wird. Es bekundet sich dies nicht blos in der Art, wie er der Ankunft Kreons entgegensieht (455 f.), sondern auch darin, daß er den künftigen Sieg der Athener auf seinem Grabe als seinen Sieg bezeichnet (646). Allein jenes Gefühl der Befriedigung über die ihm werdende Genugthuung ist sehr verschieden von Rachsucht; es ist gegenüber der Arglist der Thebaner natürlich und verzeihlich und die Strafe über seine Söhne verhängt Oedipus zwar nicht mit der Ruhe des Richters, doch mischt sich auch in seinen Schmerz und seinen Zorn kein Gefühl der Rache. Polyneikes dagegen ist von Rache ganz erfüllt. Wie es die Art der Rachsucht ist, nimmt er in der Vorstellung den Genuß vorweg, den ihm die Vernichtung seiner Gegner bereiten würde (1340 ff.). Und diese Rachsucht hat ihre Wurzel in Stolz und Ehrgeiz. Zwar ist auch ihm Unrecht geschehen, aber bei dem Gedanken daran quält ihn nichts so sehr, als die Demüthigung, die er hat erdulden müssen, und der Triumph seines Bruders (1338 f. 1422 f.). Vor der Macht dieses einen Gefühles sind die besseren Triebe seiner Seele zurückgewichen; sie kommen zwar vorübergehend zum Durchbruch, ja die Stimme des Gewissens redet so laut, daß er nicht blos in augenblicklicher Erschütterung die Verirrung seines Herzens erkennt, sondern die dauernde Einsicht gewinnt, daß der Fluch seines Vaters ein gerechter und sein Misgeschick ein verdientes sei (1411 f. 1444 ff.). Aber ein Einlenken der

verirrten Triebe seines Herzens, eine Umkehr seines Ehrgeizes, eine Abspannung seines Stolzes, ein Umschlag seiner Rachsucht bleibt ausgeschlossen. Trotzdem, daß er seine Verirrung erkennt, wird er von ihren Schlingen unwiderstehlich fortgezogen: er muß auf dem eingeschlagenen Wege dem Untergang entgegen eilen (1418 ff.).

Antigone.

Theben ist glücklich von dem Angriffe des argivischen Heeres befreit; Eteokles und Polyneikes liegen einer von des andern Hand erschlagen, jener innerhalb der Mauern Thebens und der Ehren des Grabes eben theilhaftig geworden, dieser vor den Mauern zurückgelassen von den Feinden, grablos und unbeklagt, den Vögeln und Hunden zum Fraße. So hatte es der gegenwärtige Herrscher Kreon befohlen; wer dem Gebote zuwider handle, der solle den Tod der Steinigung erleiden. Antigone hat Kunde erhalten von Kreons Gebot und sofort den Entschluß gefaßt, dem Willen des Königs entgegen den todten Bruder zu bestatten, rechnend auf thätige Beihilfe ihrer Schwester Ismene, welche sie deshalb — und damit beginnt die Handlung der Tragödie — mit der schmerzlichen Botschaft und zugleich mit ihrem Plane bekannt macht. Allein die zwar edle, aber stillere und scheue Ismene zieht sich vor einer feindlichen Berührung mit der Staatsgewalt zurück und mahnt ihre tollkühne Schwester von dem verwegenen Beginnen ab. Doch Antigones stolzer Heldenmuth hört auf ihre Mahnung nicht und sie beschließt allein die That. Während der Chor

einen Jubelgesang anstimmt über die nun beendete Kriegsnoth, erscheint Kreon zum ersten Mal seit der Flucht der Feinde als Herrscher von Theben. Nachdem er im Allgemeinen seine Herrschergrundsätze dargelegt hat, eröffnet er den Volksältesten seinen ergangenen Befehl, rechtfertigt ihn mit dem Hinweis auf das Gesammtwohl des Staates und fordert sie auf, sich als Stütze seiner rechtmäßigen Herrschaft zu bewähren. Während Kreon noch mit dem Chore verhandelt, kommt schon einer der Wächter, welche bei dem Leichnam aufgestellt waren, heran und meldet, es sei in aller Frühe die Leiche besorgt worden, ohne daß sie den Thäter hätten entdecken können. Der Chor vermuthet, es möchten die Götter selbst die Bestattung angeregt haben, doch wird er von Kreon zurecht gewiesen: kein Frevler werde von den Göttern je geehrt, vielmehr seien übermüthige Bürger die Urheber der That, welche aus feindseligem Widerstreben gegen seine Macht die Wächter bestochen hätten. Daher betheure er mit heiligem Schwur, wofern der Thäter nicht aufgespürt werde, strengste Strafe an jenen zu nehmen. Nicht lange, so kehrt derselbe Wächter mit Antigone als der ertappten Thäterin zurück. Von Kreon befragt, bekennt Antigone bestimmt und unumwunden die That: nicht habe sie aus Scheu vor eines Sterblichen Gebot der Götter Satzungen verletzen und ihrem Strafgericht verfallen wollen. Kreon, durch die furchtlose Vertheidigung und den trotzigen Sinn der Jungfrau noch mehr verletzt, erklärt, daß Antigone, und wäre sie ihm noch so nahe verwandt, der angedrohten Strafe nicht entgehen werde, noch auch ihre Schwester Ismene, die durch ihr besinnungsloses Benehmen sich als Mitschuldige angeklagt habe. Während Ismene herbeigeholt wird, setzen Kreon und

Antigone das aufreizende Gespräch fort, jener gewiß, daß dem Feind des Vaterlandes nur Recht geschehen sei, diese überzeugt, daß sie eine heilige Pflicht beobachtet habe. Mittlerweile naht Ismene. Heftig fährt sie der König an und fragt, ob sie an der Bestattung Theil genommen habe. Und sie, zu furchtsam, um mit zu handeln, ist doch hochherzig und hingebend genug, das Schicksal ihrer geliebten Schwester theilen zu wollen und klagt sich an, die That mit verübt zu haben. Doch Antigone weist dies zurück. Während der Unterredung der beiden Jungfrauen läßt die leidenschaftliche Erregtheit des Königs etwas nach, und da Ismene, um Kreon zur Zurücknahme des Todesurtheils zu bewegen, ihn zugleich an die zarten Bande mahnt, die seinen Sohn Hämon an Antigone fesseln, fertigt sie Kreon zwar kurz ab, ertheilt jedoch nur den Befehl, die Mädchen in strengen Gewahrsam zu nehmen. Von dem Vorgefallenen hat auch Hämon Kunde erhalten und eilt nun herbei, das drohende Unheil abzuwenden. Gespannt, doch gütig redet ihn Kreon an: er werde doch dem Vater nicht zürnen wegen des Urtheils, das seine Braut getroffen habe. Auf die ebenso unterwürfige als behutsame Antwort des Sohnes entwickelt Kreon die Beweggründe seines Verfahrens, ergeht sich über die Nothwendigkeit des Gehorsams, welche nöthige, auch Familiengliedern den Ungehorsam nicht nachzusehen. Hämon aber, der gekommen war, Antigone zu retten, sucht mit aller Bescheidenheit den Vater vor der allzu herben Strenge abzumahnen. Allein Kreon ist zu argwöhnisch und zu eifersüchtig auf seine königliche Autorität, als daß er den Worten des Sohnes zugänglich sein sollte; ja die Zumuthung des Chores, er möge auf den Mahner hören, erregt in ihm

nur Erbitterung und Schritt vor Schritt nimmt der zwischen Vater und Sohn sich entspinnende Hader an Leidenschaftlichkeit zu, bis Hämon auf die Drohung des Vaters, Antigone solle alsbald vor Hämons Augen sterben, in höchster Aufregung und mit den Worten von der Bühne eilt, der Vater werde ihn nie wiedersehen. Kreon bleibt bei seinem Beschluß, doch wird aus einer Anwandlung von Scheu die Art des Todes anders bestimmt: in eine Felsenkluft soll Antigone lebendig eingekerkert werden. Wie nunmehr Antigone aus ihrem Gewahrsam dahin abgeführt wird, zeigt sie, die unbeugsame Heldin, als es ihre heilige Pflicht galt, daß doch ihr Herz auch sanfteren Regungen nicht unzugänglich ist. Von schmerzlichen Gedanken über ihr Loos erfüllt, scheidet sie ohne falschen Heroismus, den Werth des Lebens würdigend. Kreon macht ihren Klagen ein Ende mit dem an die Diener gerichteten Gebote, sie wegzuführen. Kaum hat Antigone die Bühne verlassen, tritt der greise Seher Teiresias auf an der Hand eines Knaben; ehrerbietig von Kreon empfangen, verkündet er den Zorn der Götter, die an von Leichenstücken entweihten Altären keine Opfer empfangen wollen; deutliche Mahnung sei dies, daß Kreon in Verirrungen verstrickt sei. Allein sobald Kreon merkt, daß Teiresias die Zurücknahme seiner Maßregeln gegen Polyneikes und Antigone fordere, erklärt er den Seher für erkauft und wiederholt seinen Schwur, nichts solle ihn in seinem Entschlusse wankend machen. Teiresias aber weissagt ihm schweres Leid und Jammer im eigenen Hause und in der ganzen Stadt. Da wird der König erschüttert und beräth mit dem Chore, was zu thun sei; rasch ändert er mit Schmerzen zwar, doch der Noth gehorchend, seinen Sinn und

eilt hastig, Polyneikes zu bestatten, Antigone zu befreien. Schon gibt sich der Chor der Hoffnung hin, daß noch Alles zum Heil ausschlage, als ein Bote erscheint und in Anwesenheit von Kreons Gattin, die eben aus dem Hause getreten ist, meldet, wie Kreon mit Dienern zuerst die Bestattung des Polyneikes vorgenommen und dann zum Grabverschluß der Antigone geeilt sei. Dort fand er Antigone erhängt und den Sohn die Braut umfangen haltend; Kreon beschwört ihn, hervorzukommen, doch wild starrt Hämon den Vater an und stumm zuckt er in rasender Wuth das Schwert gegen ihn und da er entflieht, drückt Hämon den Stahl in seine Brust, umschlingt mit schwachem Arme die Geliebte, so im Tode mit ihr vereint. Als der Bote geendet, entfernt sich schweigend Eurydike. Kaum aber ist sie weg, so erscheint Kreon mit des Sohnes Leiche, laut sich selber anklagend; und wie bald darauf gemeldet wird, daß auch die Mutter den Tod ihres letzten Sohnes nicht habe überleben wollen und unter Flüchen auf den Mörder ihrer Kinder sich selbst getödtet habe, läßt sich Kreon gebeugt in schwerem Jammer in's Haus geleiten [1]).

Seit Solger den tragischen Conflict, den ich hier kurz skizzirt habe, auf den Gegensatz zwischen einem ewigen Gesetze der Natur und einer Satzung des Staates zurückgeführt [2]) und besonders Hegel seine Auffassung des Tragischen eingehend an der Antigone entwickelt hat, galt dieses Stück allgemein,

1) Zur Entschuldigung für das vorstehende Inhaltsverzeichniß verweise ich auf Böckh, Des Sophokles Antigone S. 148.

2) Nachgelassene Schriften und Briefwechsel 2 S. 459 f. 466. Einleit. z. Uebers. 1 S. XVI.

wenn auch nicht als absolutes Muster der Tragödie überhaupt im Sinne Hegels, so doch als Muster oder wenigstens als Beispiel jener einen Grundform des Tragischen, die in einem Conflicte „von einseitig berechtigten und unberechtigten Lebensmächten" besteht und deren concrete Erscheinung in der neueren Aesthetik Principiendrama heißt [1]). Wenige theilten diese Auffassung nicht. Gruppe sah auch in der Antigone eine Schicksalstragödie. Die Collision, meinte er, komme weder aus zwei sich entgegenstehenden Principien, noch aus den Charakteren Antigones und Kreons, sondern erwachse aus einer Fortwirkung des Schicksals, welches den Labdakidenstamm ergriffen habe und nun dessen letzte Zweige mit sich fortreiße. Antigone handle nicht aus Widerspenstigkeit gegen Kreon oder gegen den Staat, auch nicht aus einem inneren Gesetze ihres Charakters, sondern gehe in vollkommenem Gleichmuthe dem Schicksal entgegen und Kreon werde von demselben Schicksale mit Verblendung getroffen und habe, zur Besinnung gekommen, nur die Illusion selbstbegangener Schuld, da sie in der That nur Leiden sei [2]). Dabei sah Gruppe, wie wir, die Antigone als selbständiges Ganzes und den vorausgehenden Theil der Labdakidensage nur als den Hintergrund an, auf dem der Inhalt dieses Stückes als Schlußepisode sich erhebe.

Außerdem lehnten Wex und Firnhaber die angenommene Principien-Collision ab, indem sie mit ihr die Charakteristik

1) Vischer, Ueber das Erhabene und Komische S. 135 ff. Kritische Gänge, N. F. 2. Vorwort S. VIII.

2) Ariadne S. 228 f. 241 ff. Vgl. dagegen Vischer, Ueber das Erhabene und Komische S. 105. 118. 137.

Kreons unverträglich fanden [1]), und wurden Schöll und Vischer durch die Annahme trilogischen Zusammenhangs zwischen der Antigone und den beiden Oedipen dahin geführt, jene gewöhnliche Auffassung aufzugeben [2]). Insoferne dieser Zusammenhang geltend gemacht worden ist, können wir von den Einwendungen Schölls absehen, da unsere Beurtheilung des Stückes als eines selbständigen in sich abgeschlossenen Ganzen ihre Rechtfertigung in sich selbst tragen muß. Auch können wir dem Einwurfe keine Bedeutung beimessen, daß die Principien, deren Kampf nach jener verbreiteten Auffassung in der Tragödie ausgetragen werde, zu allgemeine Begriffe seien, als daß die Composition einer Dichtung damit erschöpft sein könne [3]). Denn es ist ja selbstverständlich und kein verständiger Anhänger dieser Auffassung wird das verkennen, daß nicht die Principien in ihrer abstracten Allgemeinheit mit einander im Kampfe liegen, sondern in der sehr concreten Gestalt ganz bestimmter Charaktere, die nur deshalb Repräsentanten der allgemeinen Principien sind, weil diese die Grundelemente ihrer besonderen Lebensformen bilden. Die Dialektik der allgemeinen Begriffe entwickelt sich zugleich und nur in dem persönlichen Streite ihrer Vertreter. Im Grunde also wäre der Einwand Schölls nur dann zutreffend, wenn er überhaupt gegen diese ganze Form des Tragischen gerichtet

---

1) Wex, Soph. Antig. p. 59 ff. Firnhaber, Neue Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1844. 41 S. 3—74. Vgl. Gruppe a. O. S. 243.

2) Vischer, Beilage zu Nr. 188 der Allg. Ztg. 1861 S. 3072 und Beilage zu Nr. 189 S. 3086.

3) Einleit. z. Uebers. S. 4 f.

wäre und wenn Schöll die ganze Classe von Dramen, welche dieselbe darbietet, ausgeschlossen wissen wollte, was gewiß nicht seine Meinung ist.

Dagegen wäre es von entscheidender Bedeutung, wenn, wie behauptet wird, die Charakteristik Kreons der Annahme widerspräche, daß er der Träger eines Princips sei. Um hierüber sicher urtheilen zu können, muß vollkommene Klarheit herrschen über das Maß des Besonderen, das in die Allgemeinheit eines Charakters aufgenommen werden darf, ohne daß er aufhört, als Organ dieser Allgemeinheit gelten zu können. Und da, glaube ich, ist schon alles Wesentliche darin enthalten, was ich eben sagte: das Princip müsse das Grundelement der besonderen Lebensform des Charakters bilden. Es wird keineswegs gefordert, daß der Charakter in dem abstracten Princip rein aufgehe. Es würde dies nicht einmal ein Vorzug in der Charaktergestaltung sein, sondern eher ein Mangel, weil eine so gehaltene dramatische Figur schwer den Eindruck einer lebensvollen Gestalt machen könnte. Es wird vielmehr nur gefordert, daß das Princip in der Gesinnung des Menschen wurzle, daß es als eine Macht in seiner Brust wohne und den bewegenden Mittelpunkt seines Lebens bilde. Das hindert aber nicht, daß in derselben Seele noch andere Kräfte hemmend und fördernd sich regen, daß diese von vorne herein sich einmischen und schon das Eintreten für das Princip mit bestimmen oder in der Hitze des Kampfes sogar in die erste Linie treten.

Wenden wir diese Grundsätze auf Kreon an, so würde einerseits die Forderung, daß er, um Vertreter des Staates und seiner Ordnung sein zu können, in vollkommenem Gleich-

muthe und in der kalten Ruhe des Gesetzes sein Verbot ergehen lassen und es aufrecht erhalten müsse, ebenso unberechtigt sein, wie andrerseits die nackte Willkür des „vollendeten Tyrannen", der in sich den Staat sähe und Gebot und Verbot aus persönlichem Belieben ergehen ließe, nothwendig ausgeschlossen wäre. Wenn wir aber aus den Reden und Handlungen Kreons ersehen, daß seine Meinung von der Hoheit des Staates und von der Pflicht des Einzelnen, sich dem Ganzen unterzuordnen, von der Nothwendigkeit strenger Ordnung und Gerechtigkeit im Ausmaß von Lohn und Strafe nicht etwa blos ein glänzendes Aushängeschild ist, sondern in seiner ganzen Lebensanschauung wurzelt und aus seinen Ansichten über die Bedingungen, unter denen ein Gemeinwesen bestehen kann, mit Nothwendigkeit erwachsen ist; wenn wir sehen, daß er von diesen Grundsätzen, den Pflichten, die sie ihm auferlegen, den Rechten, die sie ihm verleihen, erfüllt ist und für sie seine ganze Manneskraft einsetzt; wenn wir schließlich sehen, daß er auch speciell das Verbot nicht aus persönlichen Motiven, sondern in dem Glauben erläßt, daß es die Ordnung und das Wohl des Staates erheischen: so wird nicht verlangt werden dürfen, daß Kreon überall die Ruhe des grundsätzlichen Handelns sich wahren müsse, um als Organ der staatlichen Ordnung und Gesetzmäßigkeit gelten zu können, sondern es dürfen sich Herrscherehrgeiz und Leidenschaftlichkeit, Argwohn und Unfehlbarkeitsstolz, Uebereilung und Hartnäckigkeit einmischen, ohne daß seinem Handeln der Stempel eigenmächtiger Willür aufgedrückt würde. Solche Eigenschaften werden allerdings seine Sache sehr in Schatten stellen, aber da sie als die minderberechtigte erscheinen soll und da die Lösung negativ durch den

Untergang oder die moralische Vernichtung beider Theile statt hat, so lag das wenigstens bis zu einem gewissen Grade im Plane und war durch die beabsichtigte Wirkung des Ganzen bedingt [1]).

Uebrigens ist die Gefahr, das Recht eines Charakters zu verkennen und ihn für schwärzer anzusehen, als er wirklich ist, nirgends größer als in diesen und ähnlichen Collisionsfällen. Der Grund scheint mir in Folgendem zu liegen.

Eine Handlungsweise, die ihre Motive in einer Anschauung, einem Grundsatze, einem Gesetze hat, wird in dem Eindruck, den sie auf uns macht, immer sehr im Nachtheile sein gegen eine Handlungsweise, die unmittelbar von einem menschlichen Triebe oder einer menschlichen Empfindung bestimmt wird, umsomehr, wenn Anschauung, Grundsatz, Gesetz nicht allgemeine Giltigkeit haben, sondern in einem bestimmten Zustande des Staates und der Gesellschaft wurzeln. Wir können uns nur mittels der Reflexion in die Anschauungsweise einer Person von bestimmter Bedingtheit hineinversetzen, also ihren Handlungen nur auf einem Umwege gerecht werden,

---

1) Vgl. Vischer, Ueber das Erh. u. Kom. S. 137: „Das ist nun freilich nicht zu leugnen, daß Kreons Charakter hart, unpoetisch erscheint, daß an ihm nichts Großes ist. Allein dadurch wird jene Auffassung noch nicht widerlegt. Vielmehr findet gewiß hier der oben ausgesprochene Satz seine vollkommene Anwendung, daß von den zwei einander bekämpfenden Charakteren durch das poetische Gesetz gewöhnlich der Eine in einen glänzenden Vordergrund gestellt wird und der Andere als untergeordnete Natur erscheint.“ Ebenso wenig wird durch diese Auffassung eine „gleichmäßig vertheilte Schuld“ der beiden Charaktere bedingt, wie Firnhaber meint a. O. S. 6.

während eine Handlung, die aus einem allgemein menschlichen Triebe oder einer allgemein menschlichen Empfindung hervorgeht, uns unmittelbar verständlich wird und uns unmittelbar ergreift. Wenn wir daher auch den besten Willen haben, beider Recht zu achten, so wird doch der Vertreter des Nomos — um mit Rücksicht auf den besonderen uns vorliegenden Fall die griechischen Ausdrücke, die den Gegensatz treffend bezeichnen, herüberzunehmen — gegenüber dem Vertreter der Physis im Nachtheile sein. Es ist aber nicht gar so leicht, den guten Willen, jedes Recht zu achten, auch durchzuführen. Wir sind geneigt, die reine Pflichtmäßigkeit einer Handlung in Zweifel zu ziehen und entweder andere Motive mit wirksam anzunehmen, oder sie auf Empfindungslosigkeit, Pedanterie, Obstination zurückzuführen, oder sie als Affectation, Vorurtheil, Selbsttäuschung anzusehen. Das gleiche Verhältniß wird bleiben, wenn die Motive beider mit unedlerem Stoffe versetzt sind. Wir werden den Vertreter des Nomos bereitwilliger tadeln und beschuldigen, werden leicht sein Recht ganz übersehen, während wir geneigt sind, den Vertreter der Physis zu entschuldigen und auf seiner Seite das ganze Recht zu finden.

Doch will mir andrerseits scheinen, daß wir in diesem Punkte einmal ausnahmsweise in günstigerer Lage sind, als es die athenischen Zuschauer waren. Auf dem Standpunkte unserer modernen Weltanschauung fällt es schwer, die Pflicht gegen die Todten in solcher Größe und Nothwendigkeit zu fühlen, wie sie uns in der Antigone entgegentritt. Wir haben ein leichtes Verständniß nur für die eine Seite dieser Pflicht, insoferne sie aus der Heiligkeit des Familienverhältnisses und

der Bruderliebe erwächst; die religiöse Seite derselben, insoferne sie in dem Glauben wurzelt, daß von der Bestattung und der Heilighaltung des Grabes die Ruhe der Abgeschiedenen abhänge und daß die Vernachlässigung des Todtencultus ein Frevel auch an den unterirdischen Göttern sei, werden wir nur zu würdigen wissen, indem wir uns mit dem Verstande in die Anschauungsweise der Alten zu versetzen suchen [1]), während jeder athenische Zuschauer von der Heiligkeit des Todtenfriedens unmittelbar ergriffen wurde. Daher mußte er für Antigones leidenschaftliche und drangvolle Hingebung an ihre Pflicht ein leichteres und volleres Verständniß haben als wir und es mußte ihm ihre Handlung in dem gleichen Grad schöner und nothwendiger scheinen als uns, wie das Verbot Kreons härter und ungerechter [2]).

So haben wir denn allen Grund, indem wir Sinn und Bedeutung des Ganzen in der Wechselwirkung der Charaktere zu erfassen suchen, uns nicht allzu sicher dem unmittelbaren Eindruck hinzugeben, sondern von Stufe zu Stufe gleichsam anzuhalten, um uns immer wieder durch die Reflexion zu orientiren.

Die Gestalt der vorangegangenen Theile der Sage, soweit diese als Hintergrund der Handlung unseres Stückes in Betracht kommen, ist nur in den allgemeinen Umrissen dieselbe

---

1) Wem das nicht gelingt, der wird freilich finden, daß dem Pathos der Antigone „etwas Doctrinäres, Abstractes anklebe". Klein a. O. S. 385.

2) Vgl. Thirlwall a. O. S. 268. Rötscher a. O. 2 S. 262. J. Fechner, Die sittlich-religiöse Weltanschauung des Sophokles. Bromberg 1859. S. 45.

wie in den beiden Oedipen; im Einzelnen zeigt sich sehr wesentliche Verschiedenheit. Von der Handlung des Oedipus auf Kolonos reicht nichts als Voraussetzung herüber. Die Enthüllung der Gräuel haben wir uns viel später eingetreten zu denken als im König Oedipus. Sie hat nicht blos die Blendung, sondern auch den Selbstmord des Oedipus zur unmittelbaren Folge gehabt (49 ff.). Söhne und Töchter waren damals bereits erwachsen, da jene sofort in das väterliche Herrscherrecht eintraten (167 ff.) und diese (Antigone) Vater und Mutter die letzte Ehre erwiesen (900 ff.). Antigone und Ismene haben seitdem im Schutze Kreons gelebt (531 ff.). Ueber die Entzweiung der Brüder verlautet nichts Näheres (110 f. 200). Zwist, Krieg und Kampf waren in der Sage gegeben und dem Publikum bekannt; Recht und Unrecht kamen für die Handlung der Antigone nicht in Frage. Krieg gegen die Vaterstadt war unter allen Umständen ein großer Frevel. Kreon kann bis zur Entzweiung der Brüder und bis zu ihrem verhängnißvollen Kampfe in keinem anderen Verhältnisse zum Throne Thebens gestanden haben, wie einst, da ihn Oedipus inne hatte (175 ff.); nur mag er besonders in der letzten Zeit unter der Herrschaft des Eteokles bedeutenden Einfluß gehabt haben (289 ff.). Erst mit dem Tode des Eteokles ist ihm die Herrschaft zugefallen, die er sicherlich sofort antrat, indem er zunächst den Oberbefehl in dem noch einige Tage fortdauernden Kampfe gegen den Feind übernahm (413). Mit Rücksicht hierauf nennt ihn Antigone noch „den Feldherrn" (8), ohne daß daraus geschlossen werden müßte, daß sie die Befugniß Kreons bestreite, den Thron Thebens zu besteigen. Am Tage der Handlung des Stückes, dem ersten

seit der Flucht der Argeier, hat ihn Kreon unbestritten inne (155 ff.).

Wenden wir uns nach dieser Exposition den beiden Hauptfiguren zu.

Antigones Charakter ist hinsichtlich der Gattung, in die er gehört, und hinsichtlich der Idee, die er verkörpert, wohl niemals einem Misverständniß ausgesetzt gewesen. Das natürliche Gefühl der Liebe zu den Angehörigen ihres Blutes, verbunden mit dem religiösen Gefühle der Heilighaltung der Todten ist der Grundtrieb ihrer Natur. Diese sittlich-religiöse Empfindung wird getragen von einem sicheren und entschiedenen Willen und steigert sich im Kampfe gegen den Widerspruch zur mächtigen Leidenschaft, die alle selbstsüchtigen Triebe ihrer Seele beherrscht und sie unwiderstehlich antreibt, eher vom Leben als von dem einen festen Ziele zu lassen. Dieser innere Proceß liegt schon hinter ihr, als sie zum ersten Male die Bühne betritt; wir sehen nur seine Aeußerung nach außen. Der Entschluß zur That und zur Uebernahme ihrer Folgen, die sie kennt, steht bereits unwandelbar fest, bevor sie den Versuch macht, ihre Schwester Ismene zur Theilnahme zu bewegen. Dadurch gewinnt es für den oberflächlichen Blick den Anschein, als ob Antigones Handeln ganz ausschließlich aus dem sittlich-religiösen Pflichtgefühl, das sie erfüllt, herauswachse, daß gar keine anderen Mischungselemente in der Einheit ihres Charakters aufgegangen seien. Allein so unbedingt von anderen Affecten und Triebfedern ist ihr Handeln keineswegs. Antigone tritt nicht losgelöst von ihrer und ihrer Familie Vergangenheit in die Handlung der Tragödie ein. Nicht umsonst läßt sie der Dichter in der ersten Anrede an

Ismene das Leid, das jetzt sie bedrängt, nur als den letzten Ring einer Kette von Leiden bezeichnen. Oedipus war das Opfer eines grauenvollen Geschickes geworden, ihre Mutter hatte schmählich geendet, ihre Brüder waren in unheilvollen Zwist gerathen und im Wechselmord gefallen. Das Maß des Schmerzes und der Schmach, die sie erduldet, schien voll; da soll sie auch noch ihrer heiligen Pflicht und ihrer Natur untreu werden. In solchem Unglück scheint ihr der Tod Gewinn, da er ja von den Leiden hier befreit und sie mit ihren Lieben dort vereint. In ihrer Vertheidigung vor Kreon sagt sie (460 ff.):

Daß ich sterben werde, wußt' ich ja,
Und wußt' es ohne deinen Spruch. Und nimmt der Tod
Mich vor der Zeit hin, acht' ich dieses als Gewinn.
Denn wem so vielfach herbe Noth das Leben kränkt,
Wie mir, gewährte diesem nicht der Tod Gewinn?
So kann es mich nicht schmerzen, daß mich dieses Loos
Betroffen hat. 1)

Es war natürlich und ist nicht zu verkennen, daß das Unglück und die Zerrüttung ihres Hauses ganz anders auf Antigone eingewirkt haben, als auf ihre Schwester: die stolzere, hochsinnige und spröde Antigone haben sie überreizt, haben ihren Lebensmuth gebrochen und in ihr die Sehnsucht nach dem Tode geweckt; die demüthigere, nüchterne und fügsame Ismene haben sie zu jener duldenden Resignation geführt, die auch in

---

1) Vgl. 559 f. Firnhaber, Jahrb. 41 S. 24. Lübker, die Sophokleische Theologie und Ethik 2 S. 72.

das Schlimmste, wenn es unvermeidlich scheint, sich fügt. Daher nimmt auch die in beiden durch das gemeinsame Unglück erhöhte Familienliebe nicht die gleiche Richtung. Antigone ist mit ihrer Liebe bei den Todten, Ismene möchte, daß die Ueberlebenden sich enger an einander schlössen.

Auch das Verhältniß, in welchem Antigone bis dahin zu Kreon gestanden hat, ist auf ihre Haltung innerhalb der Tragödie nicht ohne Einfluß geblieben. Daß dies Verhältniß schon vorher getrübt war, müssen wir nicht blos aus Kreons verschiedenem Urtheile über die im früheren Zusammenleben bewährte Sinnesart beider Mädchen schließen [1]), sondern auch aus der einen Meinungsunterschied zwischen Antigone und Ismene voraussetzenden ironischen Bezeichnung „Dein trefflicher Kreon" (31. vgl. 531 f.) [2]). Nicht welche Schuld Antigone an diesem Misverhältniß trägt, ist hier die Frage; es genügt sich gegenwärtig zu halten, daß Antigone gegen Kreon schon vor dem Verbot eine gewisse Abneigung hegte, die sich im Zusammenstoß mit ihm zum Hasse steigern und ihren Widerspruch reizen mußte.

Gewiß stammt Antigones Entschluß, für ihre heilige Pflicht in den Tod zu gehen, nicht aus Lebensüberdruß. Weil die Liebe zu den Angehörigen ihres Blutes und die Heilighaltung der Todten das Grundgesetz ihres Lebens ist und weil dieses Grundgesetz nicht aufgehoben werden kann, ohne ihr Leben

---

1) V. 561 f. sagt Kreon:

Von diesen Dirnen, glaub' ich, ist die Eine jetzt
Sinnlos geworden, jene war's von Anbeginn.

2) Vgl. auch V. 10 und Firnhaber a. O. S. 14.

selbst zu zerstören, darum gibt sie dieses hin, um jenes aufrecht zu halten [1]). Aber mit ihrer Verzweiflung über den Widerspruch, in den ihr Leben mit der Gewalt des Staates gerathen ist, fällt die Verzweiflung an diesem Leben selbst zusammen. Nur darum opfert sie es ihrer Pflicht so freudig, nur darum ist ihr der Tod willkommene Erlösung.

Ebenso gewiß entspringt ihr Muth, dem Verbote Kreons entgegen zu handeln, nicht aus einem Gelüste, dem Gebieter zu trotzen, sondern er stammt in Wahrheit aus dem sittlichen Grunde ihres Herzens [2]). Aber ohne die Abneigung und Gereiztheit gegen Kreon würde sie sein Verbot nicht als eine persönliche Beleidigung auffassen (32), würde nicht so trotzig auf ihr Recht pochen (48) und würde nicht die Vertheidigung ihrer That, noch ungereizt, mit dem verletzenden Worte schließen (469 f.):

Und schein' ich dir jetzt thöricht, weil ich also that,
So mag der Thorheit immerhin ein Thor mich zeih'n.

Ferner ist es gewiß nur eine Consequenz ihrer Natur, daß Antigone für die Denk- und Empfindungsweise ihrer Schwester kein Verständniß hat; nur eine Consequenz ihres Heroismus, daß sie die Resignation Ismenes und ihr Unvermögen, aus den Schranken der gewöhnlichen Weiblichkeit herauszutreten, für sittliche Feigheit nimmt; nur die natürliche Art der zur That drängenden Entschlossenheit, daß sie das

1) Vgl. die schöne Auseinandersetzung Schölls, Gründlicher Unterricht u. s. w. S. 208.

2) Schneidewin—Nauck, Einleit. z. Ausg. S. 23.

Wort verschmäht und in knappen, bestimmten, zugespitzten Wendungen sich auf das Nothwendigste beschränkt [1]). Aber nur aus einem hohen Grade stolzen Selbstgefühls, aus Empfindlichkeit und überspanntem Familienbewußtsein läßt es sich erklären, daß sie in so stürmischer Weise über Ismene hereinbricht (37 f.), daß sie die wohlgemeinte und liebevolle Mahnung ihrer Schwester so rauh und verächtlich zurückweist (69 ff.), die scheue Zurückhaltung derselben ungerecht misdeutet (80. 83) und in überreiztem Heroismus ihren Entschluß laut in die Welt hinausrufen möchte (86 f.).

Gewiß ist schließlich Antigone von dem sittlich-religiösen Pflichtgefühl, daß sie dem todten Bruder die Grabesehren schulde, ganz erfüllt und sie setzt sich über das Verbot des Herrschers hinweg, weil sie dem göttlichen Gesetze mehr gehorchen muß, als menschlichem Gebote. Allein wäre nicht ihrer Pflichterfüllung die heftige Leidenschaft beigemischt, so würde sie nicht, da sie den Leichnam von dem Staube, den sie auf ihn gestreut hat, wieder entblößt sieht, in so verzweiflungsvolle Klagen ausbrechen und ihrer Entrüstung in Flüchen und Verwünschungen Luft machen (423 ff.).

So stellt sich uns Antigone vor und während der That dar. Ehe wir sie nach derselben dem Kreon gegenüber treten sehen, müssen wir diesen näher kennen lernen.

Wir haben in der Exposition gesehen, daß Kreon am Tage der Handlung des Stückes zum ersten Mal seit Friede geworden ist als Herrscher von Theben auftritt. So hat der Dichter die Darlegung seiner Herrschergrundsätze motivirt.

---

1) Vgl. Rötscher a. O. S. 270 f.

Diese Darlegung seiner Grundsätze selbst hat den Zweck, über die Sinnesart Kreons gleich bei seinem ersten Auftreten nicht blos im Allgemeinen, sondern auch in Beziehung zu den gegebenen Umständen volle Klarheit zu verbreiten. Es war dies um so nothwendiger, als der Zuschauer, noch bevor er den König persönlich kennen lernt, einzelne Andeutungen über ihn erhalten hat, die geeignet sind, gegen ihn einzunehmen und besonders von einer Maßregel desselben unterrichtet ist, deren Recht wenigstens sehr zweifelhaft scheint. Es mußte daher dem Dichter höchst erwünscht sein, Kreon in einer so bedeutungsvollen Situation einzuführen, wie es das erste Auftreten eines Herrschers an sich und zumal nach einem Kriege ist, der durch den persönlichen Streit der früheren Herrscher entflammt worden war. Ist es durch diese Situation gegeben, daß Kreon seine Grundsätze mit besonderer Beziehung auf jene Verhältnisse ausspricht und weil die Verfolgung des persönlichen Interesses den Staat in so großes Unheil gebracht hat, das als oberstes Gesetz hervorhebt, die Hoheit und das Wohl des Staates unter allen Umständen zu wahren und zu schützen und persönlichen Beziehungen und Interessen keinerlei Einfluß zu gönnen; so ist es in dieser Situation auch natürlich, daß er seine Grundsätze mit Wärme und Schärfe hinstellt und ihre Wahrhaftigkeit mit einem feierlichen Schwure betheuert. Es wäre daher irrig, die Erregung, mit der Kreon allerdings spricht, so zu deuten, als ob sie aus einer inneren Unsicherheit stamme. Mit Schärfe stellt Kreon seine Grundsätze hin, weil die entgegengesetzten zu dem bedrohlichen Kriegsstand geführt hatten und weil auch jetzt die innere Zwietracht noch fortdauert und sich im Volke eine Opposition gegen seinen

Willen und seine Grundsätze geltend macht (289 ff.). Die Wärme aber, mit der Kreon seine Grundsätze vorträgt, kommt aus der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit; diese Ueberzeugung hatte er längst (181) und die jüngsten Ereignisse konnten sie nur fester gründen. Wir erfahren später, daß er selber seinen Grundsätzen das schwerste Opfer gebracht hat, das ein Mensch bringen kann: er hat in den letzten Tagen der Kriegsnoth dem Wohle des Staates den einen seiner Söhne geopfert (1303). Wer in solcher Weise den Staat über Alles stellt und die Pflicht des Einzelnen, sich dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, so unbedingt auffaßt und übt, dessen Grundsätze müssen wahrlich mehr als ein Deckmantel des Ehrgeizes und der Laune sein, sie müssen im tiefsten Grunde der Seele wurzeln.

Eine Consequenz dieser allgemeinen Grundsätze ist nach Kreons Meinung das Gebot, den Leichnam des Polyneikes unbegraben liegen zu lassen (191 ff.). Und so scheint von vorne herein die Annahme ausgeschlossen zu sein, daß Kreon aus Willkür und Tyrannenlaune oder aus persönlichen Motiven handle. Die letztere Möglichkeit kann in der That nicht in Betracht kommen. Persönliche Beziehungen Kreons zu den beiden Brüdern treten nirgends hervor, nicht Freundschaft für den Einen, nicht Haß gegen den Andern. Eine Unbilligkeit gegen Polyneikes hat man zwar darin finden wollen, daß Kreon des Rechtes nicht gedenke, welches Polyneikes zu seinem Zuge gegen die Vaterstadt gehabt habe [1]). Doch hat dies

1) Firnhaber, Jahrb. 41 S. 13. Vgl. dagegen Held, Ueber den Charakter Kreons in der Antigone des Soph. Bayreuth 1842 S. 5.

schon in unserer Exposition seine Erledigung gefunden. Dagegen könnte das Gebot des Königs allerdings als „persönliches Belieben" und eigenmächtige Tyrannei erscheinen, wenn eine Strafe der Art etwas ganz Neues und Unerhörtes wäre. Um hierüber ein sicheres Urtheil fällen zu können, müssen wir uns auf eine Auseinandersetzung bekannter Dinge einlassen, die uns aber zugleich den leitenden Gesichtspunkt des ganzen Conflicts eröffnen wird.

Es war, wie mehrfach nachgewiesen worden ist, von Alters her in Griechenland Kriegsbrauch, die gefallenen Feinde unbegraben liegen zu lassen; doch wehrte man in der Regel nicht geradezu das Begräbniß, wenn es von den Genossen und Freunden der Todten vorgenommen oder zu diesem Zwecke um Waffenruhe nachgesucht wurde. Wer dagegen an dem eigenen Vaterlande zum Verräther geworden war, über den verhängte man auch Grablosigkeit als Strafe. Bei Aeschylos wird am Schlusse der „Sieben gegen Theben" über den Leichnam desselben Polyneikes folgendermaßen verfügt (997 ff.):

Polyneikes' Leiche soll
Grablos zum Raub den Hunden dahingeworfen sein,
Von dem verwüstet läge dies Kadmeierland,
Wenn seiner Lanze nicht ein Gott entgegenstand;
Auch noch im Tode soll er drum verworfen sein
Den Göttern seiner Väter, die er so misehrt,
Daß er mit fremdem Volk die Stadt zu nehmen kam.
So denn von raubeinsamen scheuen Vögeln wird
Ehrlos begraben würd'ger Ehren er sich freu'n,

Doch keine Hand ihn finden, die ihm ein Grab erhöht,
Und keines Grablieds heil'ge Klagen ihm sich weih'n. [1])

Dieses Verfahren entsprang der Leidenschaft und der Rachsucht oder war ein Ausdruck jenes rohen Gerechtigkeitsbegriffes, nach dem so viel als möglich Gleiches mit Gleichem vergolten werden soll (vgl. 1029 f.). Die fortschreitende Bildung mußte zu der menschlicheren Ansicht führen, daß mit dem Tode jeder Frevel gesühnt, jede Befleckung abgewaschen sei. Jede Verschärfung und Steigerung darüber hinaus mußte als ein anmaßlicher Eingriff in ein Gebiet gelten, das menschlicher Vergeltung entrückt ist. Doch fand diese menschlichere Ansicht nur allmälig Anerkennung und zwar zunächst unter dem Einfluß der Religion. Weil den unterirdischen Göttern, wenn der Leichnam den Thieren zum Fraße liegen blieb, entzogen wurde, was ihnen gehörte, und weil die Altäre und Opferstätten der oberen Götter, wenn Hunde und Vögel Leichenstücke dahin verschleppten, entweiht wurden, darum ließ man von jenem alten Brauche; weil aber auch die heimathliche Erde durch die Berührung mit dem Landesverräther verunreinigt worden wäre, so schaffte man den Leichnam über die Gränze und überließ es den Freunden und Verwandten des Todten, ihn zu bestatten. So hielt es der Staat mit dem Vaterlandsverräther auch noch im Perikleischen Zeitalter [2]).

---

1) Vgl. E. Buchholz, Die sittliche Weltanschauung des Pindaros und Aeschylos S. 167 ff. Kvicala a. O. S. 614.

2) Vgl. u. A. besonders W. Vischer, Rhein. Mus. N. F. 20 S. 444—452.

Doch dürfen wir sicher sein und unsere Dichtung zeugt dafür, daß sich auch gegen diesen Rest von Härte der humane Sinn des besseren Theiles des athenischen Volkes auflehnte und es gerne gesehen hätte, wenn der Staat die echt menschliche Anschauung in sich aufgenommen hätte, daß der Tod Alles sühnt.

Diese bedeutungsvolle Veränderung in dem sittlichen Bewußtsein des griechischen Volkes stellt der Conflict in der Antigone dar. Weder innerhalb des in sich geschlossenen Kreises der sittlichen Anschauungen des Heroenthums, noch innerhalb der in sich geschlossenen neuen Weltanschauung des Perikleischen Zeitalters wäre der Boden für einen Conflict, wie der vorliegende ist. Indem der Dichter die neuen Anschauungen mit den alten in Kampf führte und den Schauplatz jenseits des Ueberganges von jenen zu diesen verlegte, erhob er das Herkommen der alten Zeit zu einer Erscheinung und Aeußerung des staatlichen Lebens und des öffentlichen Rechtes überhaupt und stellte die neue Phase des sittlichen Bewußtseins unter den Gesichtspunkt einer sittlich-religiösen Pflicht des Einzelnen gegen die Angehörigen seines Blutes und gegen die Götter.

Diese Auseinandersetzung bestätigt einerseits, daß das Gebot Kreons kein Einfall eigenmächtiger Tyrannei ist und am wenigsten dem athenischen Publikum als solcher erscheinen konnte, dem so viel historischer Sinn zugetraut werden muß, daß die verschiedenen Phasen des veränderten sittlichen Bewußtseins der Nation in seiner Erinnerung lebendig waren und das sich um so leichter in die Denkweise eines Königs aus dem Heroenzeitalter zu versetzen vermochte. Andrerseits

kann es nicht zweifelhaft sein, daß Kreon trotz der Uneigennützigkeit seiner Zwecke und der Reinheit seiner Beweggründe gleichwohl nach der Meinung des Dichters von vorne herein in Irrthum befangen ist. Der Staat, den Kreon vertritt, leidet an innerem Widerspruch. Wahr ist, daß allein der Staat die Bürgschaft für die Wohlfahrt der Einzelnen ist (188 ff.), daß also der Bestand des Staates unter keiner Bedingung gefährdet werden darf und mithin der Einzelne, wenn sein Interesse mit dem Interesse des Staates in Widerspruch tritt, sich unbedingt unterordnen muß. Aber dies Alles hat nur dann Geltung, wenn der Staat den ganzen Gehalt der menschlichen Sittlichkeit in sich aufgenommen hat. Ohne diesen Inhalt wäre in Wahrheit der Staat „eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit". Der Staat Kreons hat einen sehr wesentlichen Punkt im religiös-sittlichen Bewußtsein seiner Bürger von sich ausgeschlossen, den nämlich, daß Vergeltung über den Tod hinaus Barbarei sei und das Versagen des Begräbnisses Frevel gegen die Götter. Der Chor, obwohl sehr unterwürfig, billigt doch Kreons Gebot nicht; das hört man schon aus seiner ersten zurückhaltenden Antwort heraus (211 ff.); das beweist weiter die aus Scheu vor der Verantwortung entspringende voreilige Ablehnung der Wache bei dem Leichnam (216) [1]) und das beweist besonders die Meinung, daß die Besorgung der Leiche wohl auch ein Werk der Götter sein könne (278 f.). So abergläubisch diese Meinung ist, so zeugt sie doch dafür, daß der Chor das Gebot als den Göttern misfällig ansieht. Antigone trifft also das Wahre, wenn sie

1) Vgl. Firnhaber Jahrb. 41 S. 16 f.

behauptet, daß was sie gethan auch der Chor als wohlgethan erklären würde, wenn ihm nicht Furcht die Zunge fesselte (504 f. 509). Das Gleiche bezeichnet Hämon als die öffentliche Meinung in Theben (733) und Teiresias belehrt uns ausführlich über den unseligen Irrthum des Königs (1070 ff.).

Kreon jedoch ist sich, indem er das Gebot erläßt, des Widerspruches, in dem es mit der Sittlichkeit steht, nicht bewußt; er glaubt nicht etwa um der Wohlfahrt des Staates willen gegen die Gesetze der Sittlichkeit verstoßen zu dürfen. Er handelt im guten Glauben an die Wahrheit seiner Grundsätze. Um so nothwendiger war es, in seinen Charakter Elemente aufzunehmen, welche die Erkenntniß auch dann verzögern, als ihm zuerst schüchtern durch die Haltung des Chores angedeutet, dann offen und entschieden von Antigone und Hämon vorgehalten wird, daß er allein stehe mit seiner Ansicht der Sache.

Schon in der Darlegung seiner Grundsätze spielen nicht unmerklich Herrscherehrgeiz und Unfehlbarkeitsstolz mit und in seinem Eifer überbietet er gleichsam die Gerechtigkeit selber, indem er eine Verkürzung des Eteokles darin sieht, wenn ihm Polyneikes gleich behandelt würde. Gerade diese kleinliche, am Buchstaben haftende Auffassung der Gerechtigkeit ist für Kreon sehr bezeichnend. Er ist ein Mann von mehr spitzfindigem als scharfem Verstande. Was ihm Recht dünkt, verfolgt er einseitig bis zur äußersten Gränze und je unsicherer und schwankender es dadurch wird, um so sicherer und fester fühlt er sich und führt es mit äußerster Strenge durch. Wir dürfen daher schon hier voraussetzen, was in der ersten Scene mit Antigone offenkundig wird, daß er von seiner Auffassung durch

Gründe nicht abzubringen ist. Er bleibt bei seinem Satze, daß die Ehre, die man Schlechten gebe, des Guten Ehre verkürze (514—520). Freilich ist er auch des Glaubens, daß Haß und Feindseligkeit der Menschen im Hades fortdauern (522). Und wie Kreon hier, der Milde unzugänglich, den Buchstaben des Rechts nach seiner kleinlichen Auffassung geltend macht, so ist überhaupt starre grundsätzliche Strenge der Grundzug seines Wesens. Die kurze Zeit, welche er dem Throne des Eteokles nahe stand und die wenigen Tage seines Oberbefehls im Kampfe gegen den äußeren Feind haben genügt, das Volk von Theben in Respect und Furcht zu setzen. Der Chor und der Wächter stehen im Banne dieser Furcht vor dem strengen Herrscher [1]) und auch Hämons erstes Begegnen mit ihm zeigt, daß er in strenger Zucht aufgewachsen ist und mehr Ehrerbietung als Liebe zu seinem Vater hegt.

Wir haben aus dem Munde Kreons gehört, daß er immer von der Hoheit und dem Rechte des Staates tief durchdrungen war. Er ist jetzt, an die Spitze des Staates gelangt, der Träger dieser Hoheit und der Vertreter dieses Rechtes. Er muß in der Opposition, die sich in Theben gegen seinen Willen regt, eine Auflehnung gegen die unantastbare Ordnung der Dinge erblicken. Allein er betracheet sie doch nicht lediglich von diesem Gesichtspunkt aus, er fühlt sich auch persönlich bedroht und verletzt. Im Besitze der Gewalt, vergleicht er zwar seine Widersacher verächtlich mit Zugthieren, die die Köpfe schütteln und den Nacken nicht willig unter das Joch beugen; doch überwacht er sie mit eifersüchtigem Auge (215 ff.).

1) Vgl. V. 690 f.

Auf sie fällt sein erster Verdacht bei der Meldung des Wächters und wie sehr dieser Argwohn seinen Unwillen erregt, zeigt der heftige Zornesausbruch über die Aeußerung des Chores, daß die Bestattung auch wohl das Werk der Götter sein könne (280 ff.). Zwar reizt ihn auch diese Aeußerung selbst; denn sie schließt ja in sich, daß den Göttern sein Gebot misfalle, was der Ansicht Kreons so sehr widerspricht. Doch hätte Kreon ohne jenen Verdacht im Herzen über die Naivetät des Chores eher gelächelt, während sie nun das Maß seines Unwillens voll macht und seinen Zorn überwallen läßt. Er ist der Untrüglichkeit seines Argwohns sicher und macht seiner Entrüstung Luft über den Geist der Unbotmäßigkeit, indem er über die Macht des Geldes eifert, des nie versagenden Mittels aller Zetteleien.

Wie die Eingangsscene Antigone in den Grundzügen ihres Charakters präsentirte und einen vollen Blick in ihre Beziehungen zu den obwaltenden Verhältnissen gestattete, so zeigt uns diese Scene die Beziehungen Kreons und alle Eigenschaften seines Charakters wenigstens im Keime: seine grundsätzliche Strenge, seine juristische Subtilität und seinen Unfehlbarkeitsstolz, seinen Herrscherehrgeiz und seine Eifersucht auf die unbedingte Anerkennung seiner Macht, seine Leidenschaftlichkeit.

Mit höchster Spannung sieht der Zuschauer dem Zusammenstoß beider Charaktere entgegen.

Hatte Antigones kühner Entschluß alle ihre Kräfte auf's höchste gespannt und war es, bevor er ausgeführt war, als ob sie fürchte, es müsse das Werk, das sie zu verrichten im Begriffe stand, durch die Rechtfertigung entweiht werden; so

hat nach der That jene drangvolle Unruhe einer inneren Befriedigung und gefaßten Erwartung des Kommenden Platz gemacht und ist ihr die Gelegenheit willkommen, das vollbrachte Werk zu rechtfertigen. Wie jenes in ihrer äußeren Haltung sich ausdrückt — sie steht gesenkten Hauptes da, während der Wächter ihre That erzählt (441) — und in dem ruhigen bestimmten Tone ihres Geständnisses, so dieses in der kräftigen und warmen Beredtsamkeit, mit der sie ihre Beweggründe darlegt [1]). Nur in ihrer persönlichen Beziehung zu Kreon vermag Antigone ihre Fassung nicht zu wahren; gegen ihn ist ihre ganze Rede spitzig (455 f. 465 f.) und der Schluß ist geradezu verletzend und herausfordernd. Doch ist es nicht dieses allein, was eine Verständigung zwischen ihr und Kreon ausschließt. Wie Antigones verletzende Rede ein Ausdruck ihrer gereizten Stimmung gegen Kreon ist, so ist das persönlich feindselige Verhältniß zwischen beiden eine Folge ihrer Naturen, die sich nothwendig abstoßen mußten. Mit dem realistisch beschränkten Kreon konnte wohl die verständige und fügsame Ismene, nicht aber die idealgestimmte und spröde Antigone ohne stete Reibung zusammen leben. Kreon setzt dies unbilliger Weise blos auf Rechnung der Sinnesart Antigones (561 f.); Antigone ist gerechter und führt es auf den Gegensatz ihres Wesens zurück (499 ff.).

Dieser ganze Gegensatz prägt sich in der Vertheidigung Antigones aus. Sie ist getragen von dem Stolze, den das Bewußtsein des Rechts verleiht, gehoben von dem Hochgefühl erfüllter heiliger Pflicht, geschärft durch die Sehnsucht nach

1) Vgl. Rötscher a. O. S. 271.

den Ihrigen, die ihr als ein willkommenes Loos erscheinen läßt, was Kreon als die schwerste Strafe in Aussicht gestellt hat.

Kreon würde auch in ruhiger Stunde durch die stolze Entschiedenheit, mit der Antigone ihre kühne Auflehnung gegen seinen Willen rechtfertigt und durch den starren Trotz, den er aus der Verachtung der angedrohten Strafe heraushören muß, sich auf's tiefste in seiner Herrscherwürde verletzt gefühlt haben. Um so mehr jetzt, da Unmuth und Zorn aus der letzten Scene noch nachwuchern und da eine tiefe Verstimmung sich seiner bemächtigt hat, daß er durch seinen falschen Argwohn sich öffentlich so sehr blosgestellt hat. Er hatte an einen Zusammenstoß mit politischen Gegnern gedacht und nun ist es ein Weib, das trotziger als es ein Mann würde gewagt haben, gegen ihn und seine Macht ankämpft. Alles dies wirkt zusammen, um den König aus seinem Gleichgewicht zu werfen und ihn in eine Leidenschaft zu versetzen, die ihn unfähig macht, die Situation wie er sollte zu würdigen. Mit Widerwillen wendet er sich von Antigone ab und redet von ihr nur in der dritten Person. In fanatischem Eifer für seine Autorität läßt er sich weit über die Gränzen königlicher Würde fortreißen und bewegt sich in Ausdrücken und Drohungen, die weder für ihn sich ziemen, noch gegen die ihm zustehen, die sie treffen sollen. Die in der Entladung seines Zornes sich steigernde Eifersucht auf die allgemeine Anerkennung seiner Autorität weckt ihm den Argwohn, daß auch Ismene an der Misachtung und Uebertretung seines Gebotes Theil habe. Die Aufregung und Unruhe, die er an ihr eben im Palaste entdeckte, gelten ihm als untrügliche Zeichen ihrer Schuld, wie-

wohl der Wächter so bestimmt als möglich nur die Antigone als Thäterin bezeichnet hat.

Es bestätigt sich also, was zu erwarten stand: eine Ausgleichung zwischen Antigone und Kreon ist durch die bestimmte und entschiedene Willensrichtung jedes der beiden Charaktere abgeschnitten. Und es ist schwer, wenn nicht unmöglich, zu sagen, welcher von beiden mehr dazu beigetragen hat, den Conflict zu einem unlösbaren zu machen. Daß Kreon thatsächlich, wie wir sahen, in einem Irrthum befangen ist, darf uns nicht beirren. Denn ihm selber ist diese Einsicht verschlossen und gerade aus der Reinheit seines Bewußtseins entsprang ursprünglich die Festigkeit seines Handelns. Antigone ist in keinem Irrthum befangen, aber sie hat es eben so sehr ihrer eigenen Natur zuzuschreiben, wie dem fremden Willen, daß der Conflict, der für sie unvermeidlich war, nun auch unlösbar geworden ist und nur durch eine Katastrophe entschieden werden kann. Weil jedes von den beiden in seinem ganzen Denken und Wollen ebenso einig in sich wie von dem Andern verschieden ist und den Hochmuth besitzt, in der ganzen Ursprünglichkeit seines Wesens sich zu behaupten, darum stoßen sie in unversöhnlichem Kampfe auf einander. Daß Antigone kaum weniger als Kreon an diesem Hochmuth leidet, setzt die folgende Scene noch in recht helles Licht (531—560).

War Antigones Schroffheit und Ungerechtigkeit gegen ihre Schwester vor der That insoferne verzeihlich, als sie von ihr Unterstützung, deren sie bedurfte, zu erwarten das Recht hatte und ihre Weigerung als Feigheit auslegen mußte, so fällt, nachdem das Werk vollbracht ist und Ismene beweist, daß sie an Edelsinn und opferwilliger Liebe ihrer Schwester nicht

nachsteht, diese Entschuldigung weg. Wie sie dem Kreon gegenüber nicht nur jedes beschwichtigende Wort verschmähte, sondern ihn noch reizte und verletzte, so vermag sie auch der anders gearteten Schwester nicht gerecht zu werden, hält vielmehr in der Unmittelbarkeit ihres Empfindens und Handelns die reflectirte Zurückhaltung Ismenes für unwahr und unecht (543) und weist sie darum als ihrer Genossenschaft unwürdig mit aller Herbheit und Bitterkeit zurück (539. 546 f. 549) [1]). Es ist zwar einer abweichenden Auffassung des Charakters der Antigone zu Liebe versucht worden, die beharrliche Schroffheit gegen ihre Schwester als eine Maske darzustellen, deren sie sich bediene, um dem zuhörenden Kreon die Ueberzeugung des völligen Abstandes Ismenes von ihrer Schuld zu geben [2]). Allein diese Auffassung hat in dem griechischen Texte keinen Halt und ist schon deßhalb unzulässig, weil eine solche Absicht voraussetzen würde, daß Antigone im Ernste fürchtete, es könne trotz ihrer bestimmten Aussage eine wirkliche Gefahr an Ismene herantreten.

Mit dem Schlusse dieser Scene ist die Handlung soweit vorgerückt, daß der Zuschauer den Befehl zur Vollziehung des Todesurtheils mit Bestimmtheit erwartet. Statt dessen versichert zwar Kreon zu wiederholten Malen, daß Antigone sterben müsse, läßt aber beide Mädchen zunächst in strengen

---

1) Vgl. auch V. 941, wo sich Antigone, wie von Böckh bemerkt worden ist, die letzte des königlichen Stammes nennt, weil sie ihre Schwester nicht mehr als ein echtes Glied dieses Stammes anerkennt.

2) Schöll, Uebersetzung Anm. 36. Aus demselben Grunde erklärt Schöll die VV. 469 f. für unecht, das. Anm. 31.

Gewahrsam nehmen und bleibt selber während des ganzen nun folgenden Chorgesanges auf der Bühne (626), ohne daß angedeutet würde, warum er bleibt und was bevorsteht. Diese Unthätigkeit Kreons und die Verzögerung dessen, was hinreichend vorbereitet ist, lassen sich kaum anders deuten, denn als Anzeichen, daß den König in dem Augenblick, da sein Entschluß zur nie gut zu machenden That werden soll, seine bisherige Sicherheit verläßt [1]). Kreon hatte den Tod der Steinigung für die Uebertretung seines Gebotes in der Voraussetzung bestimmt, daß sie nur seine politischen Widersacher wagen würden. An Antigone hatte er nicht im entferntesten gedacht (403). Er hatte aber doch ganz allgemein und öffentlich sein königliches Wort eingesetzt und durch die Verwicklung und Verkettung der Umstände war er in eine Leidenschaft hineingetrieben worden, die den Gedanken an ein Einlenken nicht aufkommen ließ. Die herausfordernde und verletzende Haltung Antigones sodann hatte seine Leidenschaft zum Fanatismus gesteigert. Der fanatische Eifer für seine Autorität hatte ihm den ungerechten Argwohn gegen Ismene eingegeben und dieser Argwohn führte zu dem Auftritt zwischen den beiden Schwestern. Was er hört, erfüllt ihn mit Staunen; es ist ihm ein Räthsel, zu dem ihm der Schlüssel fehlt. Er findet sich zwar in seiner Weise mit demselben ab; doch hat ihn das Unverstandene für den Augenblick der Gewalt seiner Leidenschaft entrissen und sich selber wiedergegeben. Zugleich wird er an die Bande gemahnt, welche seinen einzigen Sohn Hämon an Antigone knüpfen. Auch dies, so wenig er davon wissen will,

1) Vgl. Firnhaber Jahrb. 41 S. 39.

war geeignet, ihm einen Stachel in die Seele zu senken. So sieht sich Kreon in einem Augenblick verhältnißmäßiger Ruhe und Sammlung des Geistes vor die Entscheidung gestellt. Ohne sich dessen vollkommen bewußt zu sein, trifft er eine Verfügung, die dieselbe hinausschiebt, und bleibt in sich versunken, nicht recht wissend, was er will, auf der Bühne zurück.

Aus seinem Sinnen wird er geweckt durch die Bemerkung des Chores, daß Hämon nahe. Gleich sein erstes Wort zeigt, wie wenig die Reizbarkeit des in seinem Herrscherstolz Verletzten sich gelegt hat (631 ff.). Indem der Chor in seiner Harmlosigkeit jener Meldung die Vermuthung beifügt, Hämon möge kommen aus Bekümmerniß über den drohenden Verlust seiner Braut, berührt er die wunde Stelle des Königs und reizt ihn nicht blos zu einer barschen Zurechtweisung, sondern auch zu einer Zuversichtlichkeit seiner Interpellation an Hämon, die von vorne herein auch die Verständigung mit diesem erschwert; denn sie provocirt eine geschraubte Antwort, die ihn in seiner Meinung bestärkt, daß er auf die unbedingte Ergebenheit seines Sohnes rechnen könne. So wird sehr bedeutsam auch die überstraffe Zucht, in der er seinen Sohn gehalten hat, zu einer Schlinge für ihn. Kreon befindet sich seinem Sohne Hämon gegenüber in einer ähnlichen Situation, wie bei seinem ersten Auftreten dem Chore gegenüber. Wie er dort sein erlassenes Gebot mit seinen Herrschergrundsätzen rechtfertigt, so hier das ausgesprochene Todesurtheil. Aber ein bedeutungsvoller Unterschied waltet ob. Damals waren seine Grundsätze wirklich das maßgebende Motiv, jetzt tritt sein Unfehlbarkeitsstolz voran, seine Grundsätze hinken nach (655 ff.).

Er verräth uns hier, was ihm seine Sicherheit wiedergegeben hat, der Gedanke nämlich, daß Nachgiebigkeit ihm als Schwäche ausgelegt werden würde. Die volle und unbedingte Ausübung seiner Herrschergewalt allein ist es, die ihm noch am Herzen liegt, und seine Grundsätze dienen nur dazu, ihr Anerkennung zu verschaffen und den Widerspruch zu entwaffnen (670 f. 677 ff.). Verschmäht er es doch in seinem Eifer nicht, von sich wie von einem Wahlkönig zu reden, um seinen Willen recht nachdrücklich als unbedingte Richtschnur für Alle hinzustellen.

Je mehr sich Kreon, indem er seinem Sohne gegenüber das Todesurtheil rechtfertigte, in die Vorstellung versenkt hat, daß sein königliches Ansehen die Vollziehung desselben fordere und je entschiedener er in dem Glauben, daß er der Gesinnung seines Sohnes ganz sicher sei, neuerdings sein königliches Wort verpfändet hat; um so größer muß sein Mistrauen sein gegen Alle, die sich mit Einwendungen und Mahnungen an ihn heranwagen und desto verzehrender muß die Erbitterung in ihm aufflammen, wie er sich in seiner Erwartung so gründlich getäuscht sieht. Wenn Antigone dem Könige in der bescheidenen und beschwichtigenden Weise Hämons entgegen getreten wäre, so wäre ein Einlenken denkbar gewesen. Jetzt ist Kreon unzugänglich und taub für die Stimme der liebevollsten und schonendsten Mahnung. Der Widerspruch schürt nur noch mehr den alten Argwohn und Fanatismus und von diesen unheimlichen Gewalten ergriffen, wird er bis zum Wahnwitz fortgetrieben. Der Besinnung beraubt, nimmt er den Ausdruck der höchsten Verzweiflung seines Sohnes als eine Drohung gegen *sein* Leben (753 f.), droht dagegen in

maßlosen Ausdrücken mit empörendster Rache und, da Hämon unheilbar gekränkt davoneilt, bestimmt er, „in der Zahl der Schuldigen sich vergreifend," daß beide Jungfrauen sterben sollen. Erst die Frage des Chores, ob er denn beide tödten wolle, bringt den König wieder zu sich selber. Beschämt gesteht er dem Chore, für den er bis dahin nur harte Reden hatte, seinen Irrthum ein (771) [1].

Wiederum in einiger Sammlung des Geistes vor die Vollziehung des Todesurtheils gestellt, läßt Kreon abermals nicht eintreten, was nach der letzten tiefgehenden Aufregung unmittelbar zu erwarten ist. Eben wollte er Antigone vor den Augen seines Sohnes sterben lassen; jetzt bestimmt er, daß sie in eine Felsenkluft lebendig eingeschlossen und ihr nur so viel Speise gegeben werde als nöthig sei, um von sich und der Stadt die Befleckung abzuwehren. Diese Verfügung bedeutet einen neuen Aufschub des Todes und es spricht sich darin abermals eine Unentschlossenheit Kreons aus. Der Vorhalt Hämons, die ungewohnte Kühnheit, mit der er dem Vater gegenüber für seine Ueberzeugung gekämpft hat, die unheimliche Drohung, mit der er weggeeilt ist, bleiben doch nicht ohne Wirkung auf Kreon. Es regt sich im Grunde seiner Seele eine Scheu, das Todesurtheil vollziehen zu lassen und diese Scheu ist der eigentliche Grund der neuen Verfügung, wenn er auch noch weit davon entfernt ist, sich und Andern dies einzugestehen. Es ist vielmehr in diesem Stadium der Einkehr in sich ganz natürlich, wenn er sie eher vor sich selber und vor Anderen zu verdecken sucht. Kreon thut dies, indem er sich den An-

---

1) Vgl. Böckh, Des Sophokles Antigone S. 171 Anm. 1.

schein gibt, als habe er sich für eine ausgesuchtere Todesart entschieden und um gleichsam wieder wett zu machen, was er thatsächlich doch nachgegeben hat, begleitet er seine neue Verfügung mit frevelndem Hohne auf Antigone und die Götter des Todtenreiches (777 ff.).

Diesen Kampf gegen die Regungen seines Gewissens setzt Kreon auch in dem nächsten Act noch fort, bis sie so übermächtig werden, daß er ihnen nicht länger widerstehen kann. Doch bevor wir diese Entwicklung weiter verfolgen, müssen wir uns noch einmal der Heldin des Stückes zuwenden.

Antigone wird aus ihrer Haft herbeigeführt und „genießt die letzte Freiheit, vor ihrer Abführung noch unter die Mitbürger zu treten und ihr Unglück zu klagen“ [1]). Daß sie nun, da sie vom Leben scheiden soll, den Werth des Lebens würdigt, während sie dasselbe früher, im Uebermaß ihres Leidens und als es galt, ihre Pflicht zu thun und gegen den Widerspruch zu vertheidigen, für nichts achtete und sich nach dem Tode sehnte als dem Ziele ihres Jammers: ist immer als eine besondere Schönheit in der Composition des Charakters anerkannt worden. Kaum mehr als eine Stimme ist laut geworden, die diesen Uebergang nicht als durchaus natürlich bezeichnet hätte [2]); man war vielmehr immer geneigt, Antigones weiche Stimmung vor ihrem Gange zum Hades dem Dichter gerade deßhalb als ein hohes Verdienst anzurechnen, weil man fühlte, wie nahe hier die Versuchung lag, ihren Heroismus in's Unnatürliche zu überspannen. Am

---

1) Schöll, Uebersetzung S. 134.

2) Klein a. O. 1 S. 385 ff.

wenigsten glauben wir es nöthig zu haben, den Beweis zu führen, daß dieses Umschlagen des Charakters nur ein neues Stadium seiner Entwicklung, nicht ein Bruch mit seiner Vergangenheit ist. Denn wir haben in Antigone weder die reine „Pflichtenheldin" gesehen, noch in ihrem Heroismus den die Natur des Weibes „überbietenden Anstrich" zu entdecken vermocht. Und nur wer den Charakter in seiner früheren Entwicklung so auffaßt, wird zwar nicht, wie Klein thut [1]), von einem Umschlagen desselben in dem Sinne reden dürfen, daß gegen das Aristotelische Gesetz der Einheit des Charakters gefehlt sei, doch kann er finden, daß der zweiten Forderung, welche Aristoteles an die künstlerische Composition des dramatischen Charakters stellt, nicht genügt sei. Diese Forderung geht dahin, daß der Charakter der Gattung angemessen sei und was Aristoteles damit meint, erhellt aus dem Zusatze, daß es dem Weibe nicht angemessen sei, männlich zu sein, sowie daraus, daß als Beispiel der Verletzung dieses Gesetzes das Wehklagen des Odysseus in der Skylla des Euripides angeführt wird [2]).

Dagegen müßten wir allerdings einen vollkommenen Bruch

1) A. O. S. 387. Wenn Sophokles' Antigone, sagt Klein, in ihren herzergreifenden Jammerklagen, vor dem Todesgang, aus einem andern Tone singt, als den sie bei ihrer heroischen That angestimmt, so geschieht dies im Widerspruche eben mit dem großartigen heldenthümlichen Trotz, den ihr erhabenes Pflichtgefühl ihr eingehaucht, und den sie bei der Durchführung ihres Vorsatzes mit solcher hohen Todesverachtung an den Tag gelegt. Ihr herrlicher Klageerguß ist gleichsam eine Concession, die sie an die Tragödie macht, auf Kosten der heroischen Durchführung ihrer Rolle, aus der sie lieber fallen mag, als unbeweint sterben.

2) Aristoteles Poet. c. 15 p. 1454^a 22 f. 29 ff.

mit der vorangehenden Entwicklung dieses Charakters anerkennen, wenn die VV. 904—920 echt wären. Wie sehr man auch im Allgemeinen den Waffen, die die Aesthetik an die Hand gibt, um unechte Stellen aus den Werken der alten Dichter auszuscheiden, mistrauen darf, so würden doch in diesem Falle die ästhetischen Gründe allein eine genügende Grundlage für die Unechterklärung sein. Die ganze Betrachtung zeugt von Zweifel an der unbedingten Giltigkeit dessen, was Antigone bis dahin als bestimmend für ihr Wollen und Handeln anerkannt hat und kommt einem Widerrufe gleich [1]). Es würde also nicht nur Antigone sich selber untreu und das bisher so bestimmt gehaltene und durchgeführte Verhältniß der beiden Hauptcharaktere zu einander zerstört, sondern es würde auch die Bedeutung des ganzen Conflicts aufgehoben, die darin besteht, daß das einseitige und minder berechtigte Princip, welches Kreon vertritt, an dem allgemeineren und einleuchtenderen der Antigone seine Schranke finde. Antigone durfte nicht einmal zu der Einsicht geführt werden, daß in der Art und Weise, wie sie für ihr Recht eingetreten ist, auch ihrerseits ein Unrecht liege; denn wenn auch die tragische Rechtfertigung ihres Unterganges durch eine solche innere Reinigung kaum gelitten hätte, so wäre doch auch dieses schon einem Abfalle von sich selbst wenigstens nahe gekommen. Daher hält denn auch Antigone bis zu dem letzten Worte, das sie spricht,

1) Daß auch an sich die Anschauungsweise, welche in diesen Versen uns entgegentritt, eine der griechischen Sinnesart keineswegs naheliegende und natürliche sei, hat B. Erdmannsdörffer mit vollem Rechte betont, Preußische Jahrbücher, herausg. von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig Bd. 25. März 1870 S. 302 f.

an ihrer Ueberzeugung fest, daß sie recht gehandelt habe (925 ff. 943), und weder der bittere Tadel des Chores, der doch, wie sie weiß, ihr frommes Werk im Herzen billigt, also mehr den hochmüthigen Trotz ihres Wesens treffen will, noch ihre trostlose Verlassenheit vermag ihr das Bewußtsein vollkommenster Unschuld zu erschüttern.

Und dieses unerschütterliche Bewußtsein ihrer Unschuld, dem sie auch jetzt noch zwar weniger schroffen, aber doch eben so entschiedenen Ausdruck gibt, wie früher, nährt bis zum letzten Augenblick den Kampf zwischen ihr und Kreon.

Kreon hatte, wie wir sahen, in künstlicher Entschlossenheit, mit der er seine innere Unsicherheit vor sich selbst und Andern zu verleugnen suchte, die Bühne verlassen. Er hat sich auch jetzt gepanzert gegen die Regung des Mitleids. Wie er früher, aus seiner Art von Menschenkenntniß schöpfend, gering dachte von dem Muthe Antigones, indem er annahm, sie könne einen Fluchtversuch machen (580 f.), so meint er nun, sie habe es mit ihrer Klage auf Begnadigung abgesehen und schneidet diese mit einer verächtlichen Bemerkung über den vergeblichen Versuch ab (883 f. vgl. 935). Allein er verräth doch zugleich wieder durch die milde Auslegung, die er der gewählten Todesart gibt und die beigefügte Versicherung seiner Schuldlosigkeit, daß die Stimme seines Gewissens nicht schweigt (887 ff.). Er hat nicht den Muth, die unverzügliche Ausführung seines Befehles zu betreiben, sondern läßt Antigone noch einmal in längerer zusammenfassender Rede Abschied nehmen. Antigone selber muß ihn durch die Entschiedenheit, mit der sie ihre Unschuld betont und durch den Hinweis auf künftige Vergeltung (927 f.) dazu anreizen, ein Ende zu machen.

Mit so viel Kunst und psychologischer Wahrheit hat der Dichter die stetig steigende Macht des Gewissens und den immer erneuten Gegendruck der menschlichen Leidenschaft in Kreon gezeichnet. Noch ein wildes Aufbäumen dieser Leidenschaft und jene geheimnißvolle Kraft der Seele wird einen um so glänzenderen Sieg feiern, je länger und gewaltsamer gegen sie angekämpft worden ist.

Teiresias knüpft mit wohlberechneter Absicht an ein früheres Ereigniß an, das für Kreon und den Staat zwar zum Heile ausgeschlagen ist, das aber auch einen dunklen Schatten auf Kreons Leben geworfen hat, die Opferung seines Sohnes Megareus. Daher die Ankündigung, es stehe wiederum des Königs Glück auf des Messers Schneide, Kreon mit Entsetzen erfüllt. Nun aber fordert Teiresias nicht etwa blos die Befreiung Antigones, sondern zurückgreifend verlangt er Alles in Einem, die Zurücknahme seines Gebotes, den Leichnam des Polyneikes unbestattet liegen zu lassen; und er verlangt sie nicht blos, weil durch die blutigen Fetzen, welche Vögel und Hunde an die heiligen Stätten trügen, die Götter beleidigt und die Stadt befleckt würden, sondern auch deßhalb, weil das Gebot als Eingebung kleinlicher Rachsucht des Königs unwürdig sei (1029 f.); er setzt also unedle und selbstsüchtige Motive voraus, von denen sich Kreon vollkommen frei weiß. Das ist zu viel auf einmal für Kreons Herrscherstolz; der alte Argwohn regt sich und er sieht den Seher im Dienste seiner Gegner, sich verrathen und verkauft selbst von seinem eigenen Geschlechte. Sein Zorn bricht los über den schnöden Verrath und die Mahnung des Sehers übertrotzend schwört er nicht zu weichen und sollte auch Zeus' Thron so besudelt

werden, wie Teiresias es von den Altären der Stadt ausgesagt hat (1039 ff.). Doch betroffen und erschreckt von seinem eigenen gotteslästerlichen Worte lenkt er plötzlich ein (1043), zwar festhaltend an seiner Meinung, doch sie verfechtend in gelassenerem Tone (1045—1063). Wie nun aber der greise Seher, der schon so oft und sicher die Zukunft enthüllt hat (1092 ff.), in feierlicher und mächtiger Rede zuerst bestimmt und in schreckender Uebereinstimmung mit der Drohung Hämons den Tod seines einzigen Sohnes als Entgelt bezeichnet für den Frevel an Polyneikes und die Grausamkeit gegen Antigone, dann geheimnißvoller noch anderes Verderben verkündet, das über sein Haus und die ganze Stadt hereinbrechen werde und nach dieser Schreckenskundgebung von dannen geht, läßt er den König bis in's Mark erschüttert und betäubt zurück. Selber rathlos, vertraut nun Kreon der Weisheit des so verachteten Chores und will vollführen, was der ihm räth. Zwar regt sich noch einmal der alte Eigenwille, als nun was noth thut in der bestimmten Aufforderung an ihn herantritt, alles das als nichtig zu erklären, was er so feierlich und zuversichtlich angeordnet hat (1100 ff.); doch ist sein Widerstand gebrochen und in banger Hast will er selber lösen gehen, was er gebunden hat (1112). So vollkommen ist seine Sinnesänderung, daß er nicht nur sein Unrecht einsieht und offen bekennt, sondern es auch, so viel in seiner Macht zu liegen scheint, gut machen will; denn mag auch der Chor deßhalb, weil er in banger Ahnung des kommenden Unheils Eile für nöthig hält, dem Könige empfehlen, persönlich zuzugreifen (1103 f. 1106), und mag auch Kreon selber von der gleichen Sorge bewegt werden, so spricht doch zugleich aus seinem

Entschlusse das sich regende Bedürfniß, dem Polyneikes und der Antigone eine Genugthuung zu geben; und darin liegt die Gewähr der Aufrichtigkeit seiner inneren Versöhnung mit den bekämpften sittlichen Mächten. Die heranschreitende Vergeltung freilich vermag Kreon damit nicht aufzuhalten; denn unerbittlich ist die Fortwirkung begangener Fehler. Aber dadurch, daß er sich schon vor der Vergeltung von seinem Irrthum lossagt und daß er, was ihn Entsetzliches trifft, als wohlverdiente Strafe für seine Fehler von der göttlichen Gerechtigkeit hinnimmt (1261 ff. 1317 ff.), erlangt er, was einzig noch zu erlangen ist, Mitleid bei fühlenden Menschen. Zu diesem Mitleid mit Kreon wollte der Dichter seine Zuschauer bewegen, zu so viel Mitleid mit dem Unglücklichen, als sie Unwillen und Entrüstung fühlten gegen den Glücklichen. Und weit davon entfernt, daß durch das Mitleid mit Kreon unsere Theilnahme an dem Loose Antigones beeinträchtigt würde, löst sich vielmehr in dem Grade, als Kreon unseres Mitleids würdig und theilhaft wird, das quälende Gefühl, das in uns das zähe Festhalten an seinem Irrthume geweckt hat, in Rührung auf. Das schwere Leid des Königs und die innere Läuterung, die es bewirkt, versöhnen uns auch mit dem Untergange Antigones.

Wir müssen sohin auch den Tadel zurückweisen, daß dem Stücke die Einheit des Interesses abgehe, indem der Zuschauer die Heldin des Stückes in den letzten Scenen aus den Augen verliere und Kreon alle Theilnahme in Anspruch nehme [1]).

---

1) K. L. Kannegießer, Ueber die Antigone des Sophokles. Prenzlau 1821 S. 15

Ich glaube, dieses Urtheil beruht auf einer Täuschung hinsichtlich der Art und des Maßes von Antheil, den wir an Kreon nehmen. Der Zuschauer kann nicht vergessen, daß Kreons Unglück nur der Rückschlag seiner eigenen Ausschreitungen ist und wenn auch die eintretende Läuterung seines Wesens versöhnend wirkt, so kann doch an Stelle der Erbitterung gegen ihn nicht gleich eine reine und ungetheilte Theilnahme treten. Sie bleibt immer hinter derjenigen, die wir der Antigone schenken, weit zurück und vermag also auch dieser keinen Eintrag zu thun. Auf jene Einheit des Interesses aber, welche Tragödien darbieten, deren Grundidee vorzüglich oder allein im Hauptcharakter niedergelegt ist, mußte der Dichter der Antigone allerdings verzichten.

Ebensowenig können wir es gelten lassen, daß die tragische Rechtfertigung des Untergangs der Heldin auch nur zum Theil in der Fortwirkung des Schicksals ihres Hauses liege. Wenn der Chor zu dieser Auffassung geneigt scheint (856), so will er damit, wie richtig bemerkt worden ist [1]), nur seinen harten Tadel mildern. In der That geht von den Charakteren der Antigone und des Kreon alle Bewegung des Stückes aus und wenn es von irgend einer Tragödie der alten und neuen Zeit kann gesagt werden, daß ihre Personen „in der eigenen Brust ihr Glück und ihre Zukunft tragen" [2]), so gilt dies von der Antigone.

Von den Nebenpersonen dienen mehrere lediglich dem Fort-

---

1) L. Schmidt a. O. S. 249.

2) Bernhardy, Literaturgeschichte II, 2. S. 297. Vgl. Böckh, Des Sophokles Antigone S. 158 f.

gange der Handlung, ohne für die bestimmtere Zeichnung der Heldin und ihres Widerpartes von Bedeutung zu sein. Auch die Rolle Hämons geht großentheils in der Erfüllung desselben Zweckes auf. Inwiefern sie zugleich durch den Contrast die Motive und Leidenschaften Kreons und Antigones schärfer kennzeichnet, ist im Vorausgehenden gelegentlich angedeutet worden. Was Voltaire in der Zueignung seiner Merope fordert, daß die Liebe entweder die Seele eines Stückes oder ganz daraus verbannt sein müsse [1]), war nicht ohne Berechtigung jenem Misbrauche gegenüber, den französische Dichter von dem Motiv der Liebe machten, indem sie es oft in der unpassendsten Weise auch in die antiken Stoffe trugen. Doch ist die Forderung Voltaires nicht einmal von der modernen Tragödie als Gesetz anerkannt worden. Am wenigsten aber wären wir berechtigt, an die griechische Tragödie, in der überhaupt, wenigstens bis auf Euripides, das Motiv der Liebe eine ganz untergeordnete Rolle spielte, eine Forderung der Art zu stellen.

Ismene dient so augenfällig dem Charakter Antigones zur Folie, wie wir dies in gleichem Maße noch bei keiner der Nebenfiguren in den besprochenen Stücken fanden und wie es sich überhaupt nur noch in der Elektra wiederfindet. Im Allgemeinen wird man mit Rötscher [2]) das Verhältniß Ismenes

---

1) La passion de l'amour, sagt Voltaire, doit être l'ame d'un ouvrage de théâtre, ou en être entièrement bannie. Si l'amour n'est pas tragique, il est insipide: et s'il est tragique, il doit régner seul. Il n'est pas fait pour la seconde place. Vgl. Voltaire, sechs Vorträge von David Friedrich Strauß S. 61.

2) A. O. 2 S. 265 ff.

zur Antigone dahin bestimmen können, daß jene in Bezug auf die gemeinsame sittliche Pflicht den Standpunkt der besonnenen Reflexion, diese den der unbedingten Hingebung einnimmt. Auf diese ihr ganzes Wesen durchziehende Verschiedenheit ist schon jene oben berührte verschiedene Wirkung zurückzuführen, welche das Unglück ihrer Familie auf beide Jungfrauen geübt hat. Ismene hat wie Antigone die Leiden, welche ihre Familie getroffen haben, tief empfunden; aber schmiegsamer als jene und mehr im Stande, in das Unabänderliche sich zu fügen, hat sie sich darein ergeben und ein Heilmittel für das unsägliche Weh in der erhöhten Liebe zu der noch lebenden Schwester gefunden (49 ff.). Sie erkennt wie Antigone, daß es ihre Pflicht ist, den todten Bruder zu bestatten (78) und sie unterläßt dieselbe nicht etwa aus jener Schwäche, die was gut und recht ist, zwar erkennt, aber nicht zu ergreifen vermag, sondern weil der Uebung ihrer Pflicht sich ein Hinderniß entgegenstellt, das zu übersteigen ihr als unmöglich, als ungeziemend und als unerlaubt gilt. Doch gibt die Unmöglichkeit den Ausschlag; die andern Gründe führt sie mehr in der Absicht in's Feld, Antigone um so nachdrücklicher von dem gefährlichen Beginnen abzumahnen; denn es wäre ihr ganz recht, wenn die Bestattung des Polyneikes im Geheimen vorgenommen würde (84 f. vgl. 556 ff.), und sie kann der kühneren Schwester ihre Bewunderung nicht versagen (98 f.).

Da Ismene die Bestattung als ihre Pflicht erkennt, so sollte man denken, es werde ihr wenigstens beikommen, einen Versuch zu machen, ob sie Kreon in Güte zur Zurücknahme seines Verbotes vermögen könne. Woran Antigone nicht denken kann, das läge ihr nahe. Allein sie verfällt auf einen

solchen Gedanken nicht; ohne Zweifel nur deshalb nicht, weil sie aus ihrer Kenntniß Kreons die Gewißheit schöpft, daß jeder Versuch nothwendig mislingen müsse. Hilfe hat sie nicht und dieses Unvermögen, die drohende Gefahr von der heißgeliebten Schwester abzuwehren, gebiert jene Unruhe und Verzweiflung, die Kreon an ihr bemerkt und so sehr misdeutet. Ist schon dies ein Anzeichen, daß die besonnene Reflexion, die wir als Grundzug im Charakter Ismenes anerkannten, nicht mit kalter Verständigkeit verwechselt werden dürfe [1]), so zeigt sich dies noch mehr in der zweiten Begegnung mit Antigone. Nachdem geschehen ist, was sie mit banger Sorge um die Schwester erfüllte, ist sie in überwallender Empfindung bereit, das Schwerste und Härteste mit ihr zu dulden. Nicht weil sie bereut, ihrer Pflicht sich entzogen zu haben, sondern vom übermächtigen Zuge der Schwesterliebe fortgerissen, möchte sie nun Theilnehmerin des Looses sein, das Antigone treffen soll. Und so ernst ist ihr der Wunsch, lieber mit ihrer Schwester zu sterben als ohne sie zu leben, daß sie, um nur Antigones Zustimmung zu gewinnen, in die Vorstellungsweise derselben eingehend ihren Tod als Mittel hinstellt, den Bruder zu versöhnen (544 f.) und durch spitzfindige Argumentation sich als Mitschuldige zu erweisen sucht (558). Ihre Liebe und ihre Geduld sind unerschöpflich. Antigones Ungerechtigkeit und schroffe Zurückweisung empfindet sie zwar schmerzlich (550), aber sie entlocken ihr keine bittere Gegenrede. Auf Kreons heftiges Schelten hat sie kein Wort des Widerspruchs, nimmt vielmehr den Vorwurf der Besinnungslosigkeit wie einen ver-

1) Vgl. Firnhaber Jahrb. 41 S. 23 Anm.

dienten hin und ist nur bedacht, den König zu besänftigen, indem sie ihr und Antigones Benehmen mit der Größe ihres Unglücks entschuldigt (561 ff.). Obwohl sie Kreon kennt und so wenig jetzt wie früher hoffen kann, ihn umzustimmen, so treibt sie doch nun die Verzweiflung, den Versuch zu machen und da er fruchtlos bleibt, preßt sie ihren tiefen Jammer in die karge aber um so rührendere Klage: beschlossen ist's, ich seh' es, daß sie sterben soll.

Von demselben Herrn Verfasser ist in unserm Verlage erschienen:

(Preise in österr. Währ. fl. 1 ö. W. = fl. 1. 10 kr. südd. = 20 Ngr.)

Beiträge zur Kritik und Erklärung
des
Cornelius Tacitus.

1. und 2. Heft (Historiarum I.—V.) 1865 und 1869.

Preis je 60 kr.

Ferner ist in unserm Verlage erschienen:

Dante Alighieri's göttliche Komödie. In deutsche Prosa übertragen und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von J. B. Hörwarter und K. v. Enk. 1846. fl. 3. 16 kr.

Demattio, Dr. Fort., Origine, formazione ed elementi della lingua italiana. 1869. fl. 1.

— Le Lettere in Italia prima di Dante. Con un appendice sui varii accidenti subiti dalle diverse forme del verbo italiano. fl. 1. 60 kr.

Flir, Dr. Al., Briefe über Shakespeares Hamlet. Mit dem Porträt des Verfassers. 1865. Preis fl. 1.

Hörmann, Dr. L., Untersuchungen über die homerische Frage. 1. Heft, die einheitlichen Elemente des 1. Gesanges der Ilias. 1867. 75 kr.

Jülg, Dr. Bern., Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft, mit einem Ueberblicke über die Hauptergebnisse derselben. Nebst einem Anhang sprachwissenschaftlicher Literatur. 1868. 60 kr.

Pailler, W., Das Passionsspiel zu Brixlegg. 1868. 20 kr.

Pichler, Dr. A., Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. 1850. fl. 1. 6 kr.

Sonklar v. Innstädten, K. A., Abhandlung über die Heeresverwaltung der alten Römer im Frieden und Krieg, in der besondern Beziehung auf die beiden Hauptzweige der Heerversorgung: Besoldung und Verpflegung. 1847. fl. 1. 6 kr.

Steger, J., Platonische Studien. 1. Heft. 1869. 80 kr.

— — 2. Heft: Die Platonische Tugendlehre. 1870. 80 kr.

Wenig, J. B., Zur allgemeinen Charakteristik der arabischen Poesie. 1870. fl. 1.

Wagner'sche Univ.-Buchhandlung.

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

Bōgl